

# prisma

Das Magazin der Studierenden der Universität St. Gallen  
Mai 2015 Nummer 358



# QUOTE



*News, Events und  
Bain Insights*

[www.facebook.com/bainandcompanyDE](http://www.facebook.com/bainandcompanyDE)

People. Passion. Results.

# BAINVESTOR

Bainies machen den Unterschied. Wir reden Klartext. Und sind konsequent ergebnisorientiert. Der Erfolg gibt uns Recht: Als eine der drei weltweit führenden Managementberatungen gewinnt Bain & Company seit Jahren kontinuierlich Marktanteile.

Wachsen Sie als **WirtschaftswissenschaftlerIn** mit uns. Als Praktikant, Universitätsabsolvent oder Professional. Und übernehmen Sie frühzeitig Verantwortung – in einem Team herausragender Köpfe, die man nicht über einen Kamm scheren kann. Was Sie dazu mitbringen sollten? Einen exzellenten Abschluss, Auslands- und Praxiserfahrung und Ihren unternehmerischen Weitblick. Neugierig? Dann finden Sie heraus, ob auch in Ihnen ein Bainie steckt: [www.joinbain.de](http://www.joinbain.de)

# Wir sind alle Quote!



KEVIN KOHLER

Bessortierter  
Thema



NINA AMANN

Bessortierterin  
Campus



SIMONE BRUNNER

Bessortierterin  
Menschen



MORITZ HAEGI

Bessortierter  
Aktuell

Quoten sind hoch im Kurs. Mit ihnen lässt sich das Leben bis in die hintersten Winkel durchregulieren: von Master-Zulassungsbeschränkungen und Ergänzungsleistungen über die berühmt-berüchtigte Frauenquote bis hin zur zynischen Frage, ob die «gerechte» Quote für Flüchtlinge aus Syrien 5'000, 30'000 oder 50'000 beträgt. Zwar sind Quoten meist gerecht gemeint, doch sind sie per Definition willkürlich und damit ungerecht. Das stimmt erst recht, weil sie so oft ein Problem nur auf dem Papier lösen: Oder warum sollte eine Frauenquote für ein paar gutbetuchte Verwaltungsrätinnen es für moderne Frauen einfacher machen, Beruf und Familie zu managen? Es riecht nach Konfliktpotenzial.

Dieses prisma macht sich das zunutze: Matthias Müller kreuzt die Klinge mit HSG-Professor und Aushängeschild der Rasa-Initiative gegen «gegen Masseneinwanderung» Thomas Geiser. Müssen wir die Zuwanderungsquoten wieder loswerden? Die Quote der nicht selbst verfassten Arbeiten, auch oder gerade an der HSG, ist beachtlich! Silvan Aeschlimann und Lorenz Walther haben recherchiert. Mit der Frauenquote beschäftigen sich unsere drei Redaktorinnen Philine Widmer, Klara Zimmermann und Luana Rossi – auf drei ganz unterschiedliche Weisen.

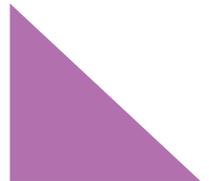
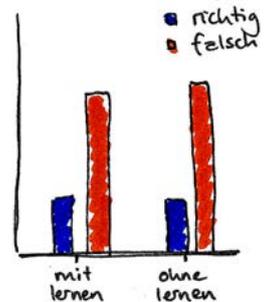
Wir sind alle eine Quote, irgendwie. So ist der Stuhl des Chefredaktors, so bequem es sich auf ihm sitzen lassen mag, beschränkt auf sechs Hefte. Die prisma-Feder wurde mir für 679'682 gedruckte Zeichen anvertraut; ich habe jedes davon genossen. Jetzt ist es an der Zeit, sie für das 56. Lebensjahr dieses Magazins in die fähigen Hände von Nina Amann zu übergeben. Ihr dürft euch über den Sommer auf prisma-hsg.ch und ab Herbst wieder an dieser Stelle auf Süesses und Saures aus dem Unialltag freuen. Dann garantiert quotenfrei! ■



GABRIEL ZÜLLIG

Chefredaktor

HSG Multiple  
choice Prüfergebnis:



## Impressum

Ausgabe 358, Mai 2015  
prisma – eine Initiative der Studentenschaft  
der Universität St. Gallen

Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen,  
redaktion@prisma-hsg.ch

**Präsident:** Roman Schister  
**Chefredaktor:** Gabriel Züllig  
**Finanzen und Vertrieb:** Carlo Silberschmidt  
**Layout und Fotografie:** Livia Eichenberger  
**Online:** Klara Zimmermann  
**Druck:** galledia AG, 058 344 96 96

**Anzeigenregie:** Carlo Silberschmidt,  
vertrieb@prisma-hsg.ch, 079 397 93 97  
Werbung in diesem Medium kann auch  
über Go! Uni-Werbung AG, 071 244 10  
10; Mediabox, 044 205 52 40; StudiMe-  
dia, 044 201 16 55; Zenithmedia, +49 89  
7105180; Amiado Group, 044 240 00 25  
oder together AG, 071 222 28 18 gebucht  
werden.

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,  
auch auszugsweise, nur mit Genehmi-  
gung der Redaktion

**INHALT**

**THEMA**

- 6 Pro & Contra Kontingente**  
Matthias Müller und  
Thomas Geiser
- 8 Quotendruck**  
Kevin Kohler
- 11 Wettquoten**  
Mattia Agnetti
- 12 Frauenquote**  
Luana Rossi, Klara  
Zimmermann und  
Philine Widmer

**CAMPUS**

- 14 Ghostwriting an der HSG**  
Silvan Aeschlimann
- 17 HSG-Card**  
Carlo Silberschmidt
- 18 Kunstführung**  
Luana Rossi
- 20 Gekaufte «Wissenshaft»? »**  
Riccardo Ramacci
- 22 Gründen und mehr**  
Philine Widmer



LIVIA  
EICHENBERGER

Layoutchemie

## MENSCHEN

25 Profs privat mit  
Peter Leibfried  
Amelie Scholl

28 Die Umfrage  
Simone Brunner und  
Luana Rossi

30 Partypics  
Livia Eichenberger

32 Mit Opfern die Her-  
zen erobern  
Sevgi Yüzülmüs

34 Von der bayrischen  
Provinz ins Silicon  
Valley  
Moritz Haegi

41 Agenda

42 **prisma empfiehlt**  
Nina Amann,  
Frederik von Gerlach,  
Alex Wolfensberger

44 Rätsel

46 **Zuckerbrot,  
Peitsche und  
Gerücht**  
Moritz Haegi,  
Silvan Aeschlimann

AKTUELL

SHSG

35 Zwei ehemalige  
SHSG Vorstände  
berichten

37 Amt und Würze

38 **Kommentar zur  
Innovation Lehre**

40 Ressort  
International

VOICES

REYNOLDS

# Zuwanderungsquoten: ja oder



**Es knirscht im Gebälk. Kaum 15 Monate nach dem historischen Volkentscheid vom 9. Februar 2014 will man diesen wieder rückgängig machen. Die Selbstdemontage nimmt Fahrt auf.**

Demokratie als Plage dieser Tage? Eins steht fest: Die Schweizer Elite will den Volkentscheid zur Masseneinwanderungsinitiative wieder rückgängig machen. Man gibt sich volkstümlich und jammert darüber, es seien ja nur knapp 20'000 Stimmen mehr gewesen, sprich eine hauchdünne Mehrheit, die jetzt 49.7 Prozent der Schweiz ihren erzkonservativen Willen aufoktroieren will.

Die Irrtümer auf Seiten der Gegner sind leider eklatant: Die Leute spüren es längst, dass die Politik mit der Personenfreizügigkeit ein Konzept schönredet, das völlig aus dem Ruder gelaufen ist. Fakt ist: Gerade wegen der Personenfreizügigkeit wird die Schweiz immer unfreier. Die Grenzen bleiben weiterhin sperrangelweit offen. Laufend wird EU-Recht übernommen. Der Nationalstaat Schweiz wird ausgehebelt. Dem Volk wird die Mündigkeit zunehmend abgesprochen und es wird ihm Leichtsin in diversen Fragen unterstellt.

## Warum braucht es eine Quotenregelung?

Bei der Einführung der Personenfreizügigkeit schrieb der Bundesrat in seiner Botschaft, das Abkommen führe zu «keiner massiven Einwanderung». Ferner hielt eine unabhängige Studie im

Auftrag des Bundes fest, dass «das Einwanderungspotenzial (netto) weniger als 8'000 EU-Angehörige pro Jahr erreichen dürfte». Seit der Öffnung 2007 waren es im Schnitt jedoch fast 60'000. Die Behörden haben sich also um den Faktor sieben verschätzt. Zudem wurde zugesichert, dass gerade in schlechten Zeiten die Zuwanderung abnehmen würde. Die Fakten sprechen eine andere Sprache: In den Krisenjahren 2007 bis 2012 sind 452'397 Personen netto eingewandert. Die Ausländerquote stieg im Zuge dieser Entwicklung auf 24.3 Prozent. Und: Die Schweiz zählt mittlerweile 8'237'000 Menschen. Zur Jahrtausendwende war es rund eine Million weniger. Es wird zunehmend eng in der Schweiz.

Weiter hat die Bevölkerung auch ökonomisch nicht von der Masslosigkeit der Zuwanderung profitieren können – wie dies eine ETH-Studie 2012 zur Überraschung vieler bestätigt hat. Die Produktivitätsentwicklung wurde gar negativ beeinflusst. Der Wohnungsmarkt ist angespannt, gerade wegen des überschnellen Bevölkerungswachstums durch die Zuwanderung. Die Infrastruktur ist massiv überlastet. Die Integration der ausländischen Mitbewohner bereitet hie und da Schwierigkeiten. Das ist gefährlich. Die Leute hierzulande sorgen sich – zu Recht. Der Mittelstand goutiert diese Entwicklung nicht mehr, denn auch er leidet zunehmend am Mangel an Wohnungen, am Stau auf der Strasse und an den vollen Pendlerzügen.

Ferner sind die Befürchtungen über den Ausschluss der Schweiz aus dem europäischen Binnenmarkt restlos unbegründet. Die Schweiz hat einen der liberalsten Arbeitsmärkte in ganz Europa. Das Pendant in der EU ist geprägt von Unfreiheit und Regulierung, und produziert Heerscharen von Arbeitslosen. Zudem: Die EU verkauft der Schweiz mehr als umgekehrt. Wird sie einen ihrer besten Kunden einfach so fallenlassen? Nein.

Kurz: Es war folgerichtig, die Zuwanderung künftig einer massvollen Kontrolle zu unterlegen. Das schützt die Bürgerin und den Bürger. Das schützt die Schweiz. ■

*Redaktor Matthias Müller*

Die Initiative «Raus aus der Sackgasse» ([www.initiative-rasa.ch](http://www.initiative-rasa.ch)) ist die kürzeste in der Geschichte der Schweiz: «Aufgehoben», so der Wortlaut. Durch erneute Abstimmung über den Text der SVP-Zuwanderungsinitiative möchte das Komitee die Kontingentierung der Zuwanderung aus EU-Ländern wieder aufheben.

**Thomas Geiser** ist in diesem Komitee. Er ist Professor für Privat- und Handelsrecht und nebenamtlicher Bundesrichter.

**Matthias Müller** studiert im 4. Semester Law & Economics und ist Mitglied im Vorstand der Jungfreisinnigen. Er möchte, dass der Volkswille wortgetreu umgesetzt wird.

# nein?

**Art. 121a der Bundesverfassung, der in der Volksabstimmung vom 9. Februar 2014 angenommen worden ist, sieht vor, die Zuwanderung in die Schweiz durch Kontingente zu steuern, wobei deren Zahl jährlich nach den gesamtwirtschaftlichen Interessen der Schweiz festgesetzt werden soll. Ist das sinnvoll?**

Wir regeln seit Jahren die Zuwanderung aus dem aussereuropäischen Raum mit Kontingenten. Die neue Bestimmung, die bis zum 9. Februar 2017 durch den Bundesrat auf dem Verordnungsweg ohne jegliche Mitbestimmungsmöglichkeit des Volkes umgesetzt werden soll, falls das Parlament sich auf keinen Gesetzestext einigen kann, dehnt diese Regelung nur auf die Zuwanderung aus dem EU- und EFTA-Raum aus, wobei sich der Umfang der Kontingente nach den Bedürfnissen der Wirtschaft richten soll.

Die Kontingente sind in dem Umfang zu gewähren, in dem die Wirtschaft ausländische Arbeitskräfte benötigt. Die Zuwanderung erfolgte seit den 1960er-Jahren regelmässig so, wie die Wirtschaft Arbeitskräfte benötigte. Eine Beschränkung der Einwanderung wird mit einer so ausgestalteten Kontingentierung nicht bewirkt. Es wird nur die Staatsverwaltung aufgebläht und der Wirtschaft administrativer Aufwand zugemutet. Soll tatsächlich eine Begrenzung erfolgen, müssten einzelnen Wirtschaftszweigen ausländische Arbeitskräfte verwehrt werden. Damit werden keine neuen Arbeitsplätze für Schweizer geschaffen, sondern die wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz gebremst, weil es an Fachkräften mangelt. Ein Abbau von Arbeitsplätzen auch für Schweizer und Schweizerinnen – namentlich mit tiefem Ausbildungsstand – ist die Folge. Zudem müsste der Staat entscheiden, welche Wirtschaftsbereiche in der Schweiz betroffen sein sollen: die Spitäler, das Baugewerbe, die Gastwirtschaft oder die Industrie? Fehlende medizinische Betreuung, Bauarbeiten durch ausländische Unternehmen oder Selbstbedienungsrestaurants? Soll dieser Entscheid vom Bundesrat 2017 unter Ausschluss jeder Referendumsmöglichkeit gefällt werden?

## Katastrophale Kontingentierung

Das alles ist unsinnig, aber noch relativ harmlos. Art. 121a BV hat aber noch eine katastrophale Dimension. Die Ausdehnung der Kontingentierung auf die EU-Bürger und die Anwendung eines Inländerverorranges widerspricht dem in Art. 2 FZA verankerten Diskriminierungsverbot. Mit der Umsetzung von Art. 121a BV wird die Schweiz ihre staatsvertraglichen Verpflichtungen verletzen, vertragsbrüchig werden. Sie ist aber auf die Einhaltung der staatsvertraglichen Verpflichtungen angewiesen. Nur dadurch kann sie ihre Rechte gegenüber anderen Staaten durchsetzen. Wenn sie selber vertragsbrüchig wird, kann sie die Einhaltung der vertraglichen Verpflichtungen ihr gegenüber nicht einfordern.

Von daher ist bis jetzt nicht zu sehen – und die bisherigen Vorschläge der Parteien und Behörden haben bis jetzt auch nichts anderes gezeigt –, wie Art. 121a BV umgesetzt werden soll, ohne die von der Schweiz freiwillig und auf demokratischem Weg eingegangenen völkerrechtlichen Verpflichtungen zu verletzen oder zu kündigen.

Stimmen wir deshalb über Art. 121a BV noch einmal ab! Die Volksinitiative «Raus aus der Sackgasse» eröffnet genau diese Möglichkeit. ■

*Gastautor Thomas Geiser*



# 10 Gründe, warum deine Katze Sex mit Hitler hatte

**Ob Flugzeugkatastrophen, Terroranschläge oder Z-Promis: Die Rolle der Medien in unserer Gesellschaft ist teils heftig zu kritisieren. Die mangelnde Selbstreflexion des Kommentarspaltenmobs aber auch.**

Die digitale Revolution stellt klassische Medien, prisma inklusive, vor eine Herausforderung. Der Konsument hat keine Geduld mehr, morgen zu erfahren, was heute passiert ist. Wenn irgendwo in der Welt etwas Spannendes abgeht, will der Leser in Echtzeit über die Geschehnisse informiert werden. Wer sich dem verweigert, geht unter. So kommt es dann, dass Terrorangriffe heute wie Fussballspiele im Live-Ticker verfolgt werden und dass sich einst respektierte Medien wie CNN bei Live-Berichtserstattungen auf wildeste Spekulationen einlassen.

Doch längst nicht nur bei «Live-Events» stehen die Medien im Kreuzfeuer der Kritik: Wieso lassen sich die Medien immer wieder für Kriegspropaganda oder Massenhysterien einspannen? Wieso schenken sie Personen wie Anja Zeidler oder Vujo Gavric so viel Aufmerksamkeit? Wieso beherrscht ein Anschlag in Paris mit elf Toten wochenlang die Titelseiten, während einer in Nigeria mit 2'000 Toten irgendwo auf Seite 3 landet?

In Wirklichkeit gibt es wohl eine Myriade an Ursachen, doch monokausal vereinfacht lautet die Antwort: Quote! Wobei hiermit natürlich nicht nur die klassische Einschaltquote, sondern alle Mechanismen der Aufmerksamkeitsmessung gemeint sind. Hat ein Artikel über Kim Kardashian einen intellektuellen Mehrwert? Nein. Wird er gelesen? Ja. Tötete die «normale» Grippe weitaus mehr Menschen als die «Schweinegrippe»? Ja. Starben in Afrika mehr Menschen an Malaria und AIDS, weil Geldmittel in Richtung Ebola abflossen, als an Ebola selbst? Vermutlich, ja. Werden die Medien beim nächsten «The Walking Dead»-Hype train wieder mitmachen? Logisch! Die Quote diktiert.

Bei der Selektion der Nachrichten arbeiten Medien sogar oftmals mit einer impliziten Betroffenheitsäquivalenzskala: Ein Toter in der Region hat den gleichen nachrichtlichen Stellenwert wie 10 Tote im Staat, wie 100 Tote im geografisch und kulturell nahen Ausland, wie 1'000 Tote im geografisch und kulturell entfernten Ausland. Das erscheint zwar ziemlich zynisch, doch am Ende widerspiegeln die Medien damit nur das Interesse des Lesers.

## Wer beeinflusst wen?

Hier liegt die Krux der Medienkritik. Man kann die Quotenprostitution der Medien nicht kritisieren, ohne die Rolle der Heerscharen an willigen «Freiern» mit in Betracht zu ziehen. Was war zuerst da, das Huhn oder das Ei? Das Angebot oder die Nachfrage? Vor dem Internetzeitalter waren die Eintrittsbarrieren in das Mediengeschäft hoch, deren Produkt standardisiert, das Angebot dementsprechend limitiert. Ein paar wenige Leitmedien besaßen die fast ausschliessliche Deutungshoheit und die Macht, die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken.

In der heutigen Informationsflut ist die Marktmacht des Konsumenten jedoch deutlich angestiegen, eine Vielzahl an nur einen Klick entfernten Konkurrenzprodukten buhlt um seine Gunst. Nicht mehr der Produzent bestimmt, was für Inhalte der Kunde konsumiert, der Konsument bestimmt mit seinen Klicks, Likes und Shares zunehmend, was die Medien produzieren. Dies betrifft längst nicht nur neue Medien wie Reddit, Digg oder 9GAG, wo die Auswahl durch den Leser ziemlich offen geschieht, sondern auch klassische Erzeugnisse wie etwa die New York Times, welche mittels Big Data Präferenzen ortet und individualisierte Nachrichten anzeigt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Journalismus Netflix, Hollywoodstudios und grossen Buchverlagen folgt und bereits bei der Produktion versucht, den statistisch vorausgesagten Geschmack des Lesers zu treffen.

Diese Inversion der Rationalitäten ist aus demokratischer Sicht sehr positiv zu bewerten, doch sie kommt nicht ohne ihren Preis. Einerseits drohen individualisierte Nachrichten den Konsumenten in einer «Filter Bubble» gefangen zu halten: Man erfährt immer nur Nachrichten aus Bereichen, in denen man ohnehin bereits zu Hause ist. Andererseits bleibt die Klickdemokratie in Realität weit von einer Meritokratie entfernt. Bei der viralen Verbreitung zählen nicht Können oder Wissen, sondern Emotionen, und diese werden nun einmal durch Schwarz-Weiss-Malerei und nicht durch ausgewogene und tiefgründige Analysen aus-



KEVIN KOHLER

Ressortleiter  
Thema

gelöst. Sei ehrlich, hast du auf Facebook je einen Wikipedia-Artikel geteilt?

### Born To Be Biased

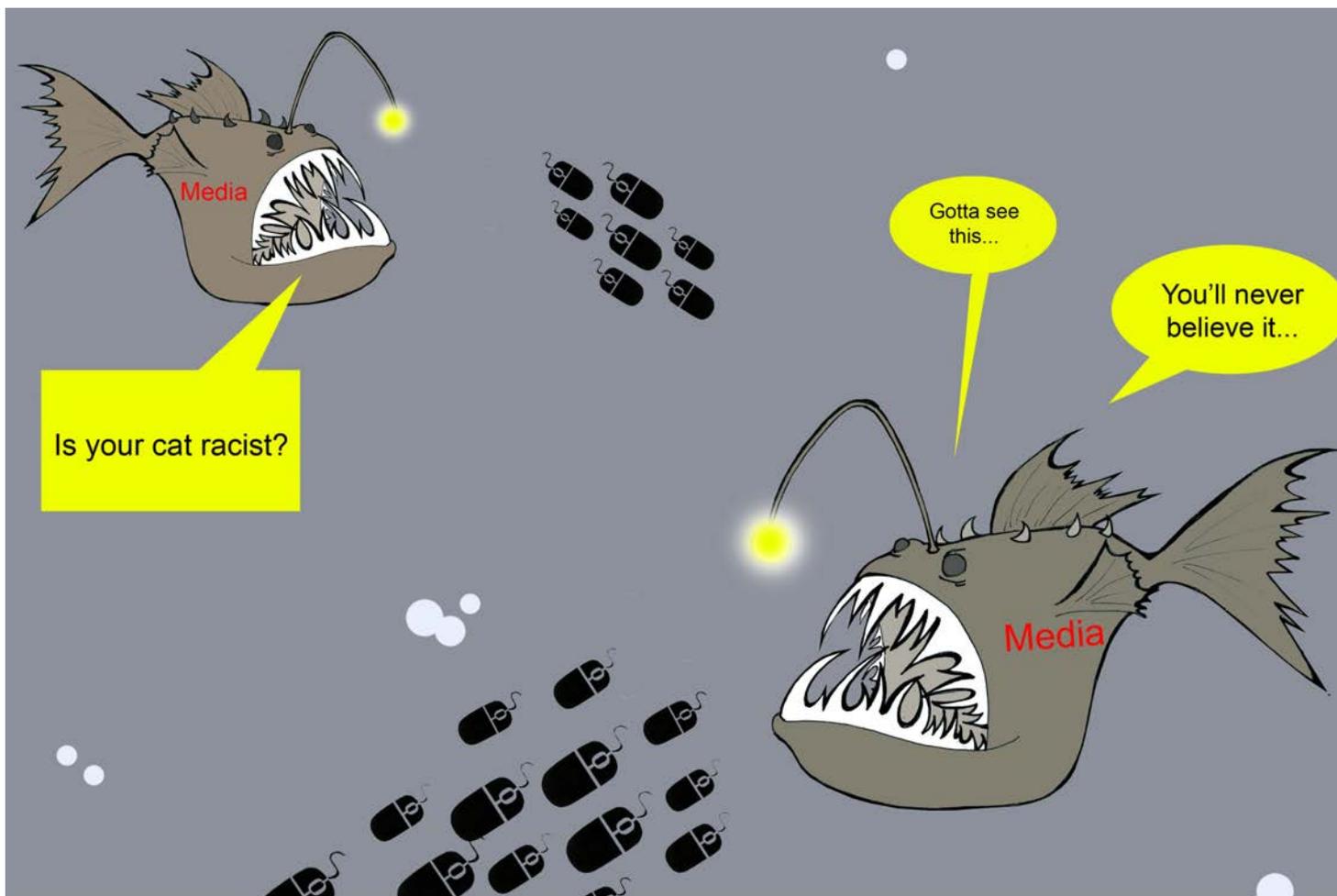
Die richtige Frage ist also, wieso wir uns für gewisse Dinge interessieren und für andere nicht. «Der Tod eines einzelnen Menschen ist eine Tragödie, der Tod einer Million Menschen eine Statistik», soll der russische Philosoph Josef Dschugaschwili angeblich einmal gesagt haben. Ein Fisch mit einem Sackmesser im Rücken: Titelseite einer grossen Schweizer Zeitung, Top Page von 9GAG – Wut, Trauer, Empathie, viele, viele Emotionen. Hunderte Milliarden an Fischen, die jedes einzelne Jahr durch menschlichen Fischfang getötet werden? Who gives a f\*ck! Diese Disparität kann mittels Neurobiologie erklärt werden. Emotionen entstehen nicht etwa im präfrontalen Cortex, wo wir bewusste Entscheidungen treffen, sondern stammen aus den älteren Teilen unseres Hirns, wie etwa der Amygdala. Emotionen sind unter dem Strich die pawlowsche Konditionierung des Bewusstseins im Interesse unserer Gene.

Es waren nun einmal keine Zahlen, sondern Menschen oder andere Tiere, welche einem früher hinter den Bäumen auflauerten oder unsere Hilfe benötigten. So kommt es dann halt, dass traurige Kinderaugen einer Hilfsorganisation nachweisbar zu einem höheren Spendenvolumen verhelfen als harte Fakten und dass ein A4-Blatt mit ausgedruckten Augen neben der Kaffeekasse die Zahlungsmoral erheblich erhöht. Abstrakte Konzepte sind einfach nicht so das Ding des limbischen Systems – Brüste, Gewalt und Gewaltsbrüste dafür umso mehr. Und

Blut natürlich! Es ist kein Zufall, dass sowohl der «Blick», die «Bild» als auch die «Sun», Warnlichter und nicht zuletzt paarungswillige Frauen allesamt «im rote Chlääääid» daherkommen. Die wenigen roten Dinge im präzivilisatorischen Leben erforderten wohl schlicht unsere Aufmerksamkeit. Die Liste an Beispielen liesse sich beinahe beliebig lange ergänzen. Der Mensch hat so viele kognitive Verzerrungen, dass HSG-Alumnus Rolf Dobelli locker noch ein Dutzend Bücher darüber schreiben könnte. Alle zu überwinden ist in absehbarer Zeit wohl unmöglich, doch wenn wir die emotionale Distanz zu Themen bewahren und einen aktiven Effort unternehmen, objektiv zu denken, ist bereits viel getan.

«The internet is for porn» lautet ein statistisch nicht ganz abwegiges Sprichwort. Am Ende ist das Internet jedoch nur eine Technologie und wir entscheiden, ob wir seine Möglichkeiten für Symphonien von Bach, philosophische Diskussionen über den Sinn des Lebens oder eben Pornos benutzen wollen. Die Verheissung der «digitalen Revolution» ist insofern falsch, als dass das persönliche Weltbild der meisten Menschen auch weiterhin nicht von Fakten, sondern von deren Biologie, Psychologie und Soziologie bestimmt wird. Doch im digitalen Zeitalter wird der Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit tatsächlich einfacher denn je. Dies soll die Medien zwar ausdrücklich nicht von ihrer Verantwortung entbinden, doch Kritik an ihnen fällt zunehmend auch zurück auf ihren Absender. Du entscheidest zwischen geistigem Fast Food und extensiv hergestellten Bio-Artikeln. ■

Illustration Janina Abraschi



HSG Shop



Universität St.Gallen

FÜR SOMMERHAFTE TEMPERATUREN

Uni T-Shirt grün für Damen und Herren

CHF 29.90



FÜR DIE SPORTLICHE PAUSE  
HSG Tennisbälle Wilson, 4er Set  
CHF 14.90



FÜR DIE AUSZEIT IM GRÜNEN  
HSG Golfbälle Callaway, 3er Set  
CHF 9.90



FÜR EINE BEQUEME LERNPHASE  
HSG Trainerhose  
CHF 49.90

Diese und viele weitere Produkte auf [www.hsgshop.ch](http://www.hsgshop.ch)

HSG Shop GmbH | Universität St.Gallen | Dufourstrasse 50 | 9000 St.Gallen  
Gebäude 01, Raum 006 | +41 (0)71 224 30 15 | [shop@unisg.ch](mailto:shop@unisg.ch)

# Nichts dem Zufall überlassen

**Casinos und andere Glücksspielanbieter machen sich die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Kosten der Spieler zunutze. Der Staat schaut zu und kassiert.**

Die Quote ist ein essentieller Bestandteil der stochastischen beziehungsweise statistischen Terminologie und als solche Teil einer Wissenschaft, deren erklärtes Ziel es ist, der Ungewissheit des Lebens Herr zu werden. Der Willkür und Unerklärbarkeit trotzend, fügte die Statistik seit ihrer Entstehung den Einzelfall in eine Ordnung ein, der zumindest in ihrer Gesamtheit etwas Sinnhaftes oder zumindest Erklärbares zukommt. Das gottgewollte Schicksal oder Glück wurde dadurch vom Konzept des statistisch erklärbaren Zufalls abgelöst. Beginnend im 17. Jahrhundert, war der Siegeszug der Statistik absehbar: Ausgehend von den staatlichen statistischen Büros der Finanzministerien zur Zeit des Merkantilismus, die durch ihren Anspruch, die Wirtschaft zentralistisch zu steuern, auf eine grosse Menge an Daten angewiesen waren, erfasste diese Wissenschaft nach und nach verschiedene Bereiche des menschlichen Lebens und revolutionierte so unser Verständnis der Umwelt. Dieses basierte fortan unter anderem auf mathematischer Vernunft.

## Fortuna im Casino suchen

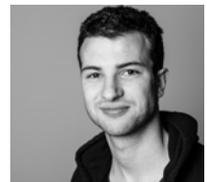
Doch scheint es auch hierzulande weiterhin Tempel des irrationalen Schicksalsglaubens zu geben, in welche wöchentlich zehntausende Gläubige pilgern, um der Glücksgöttin Fortuna zu huldigen. Die 21 Casinos in der Schweiz erwirtschafteten im Jahr 2013 einen Bruttospielertrag von 746 Millionen Franken. Daneben existieren unzählige Online-Spielbanken und Wettbüros, welche mit scheinbar attraktiven, auf Wahrscheinlichkeitsrechnung basierenden Gewinnquoten um Kundschaft werben. Obwohl das Glücksspiel schon in der Antike und später die Begründer der Wahrscheinlichkeitsrechnung, Blaise Pascal und Pierre de Fermat, zu stochastischen Überlegungen anregte, konnte sein Reiz nicht gebändigt werden. Dieser ist vielmehr der menschlichen Psyche als der mathematischen Forschung geschuldet. Da man Leuten Schicksalsglauben zugesteht, läge darin auch kein

Problem, würden auf der anderen Seite der Rouletteische und Wettbürotresen nicht mathematisch versierte Geschäftsleute stehen, die nichts dem Zufall überlassen. Diese wissen genau, dass Glücksspiel nur beschränkt mit Glück zu tun hat, und so werden Gewinnquoten so angesetzt, dass langfristig nur die Betreiber gemäss des wahrscheinlichkeitsrechnerischen Kalküls Gewinn erzielen. Beim Roulette zum Beispiel wird genau ein Siebenunddreissigstel nicht an die Spieler zurückgezahlt – langfristig eine grosse Summe.

## Der Staat als Nutzniesser

Wie kann ein solch offensichtliches Ausnutzen, das schon fast an legalen Diebstahl grenzt, vonseiten des Staates in der Form der Duldung goutiert werden? Das Argument, dem Glücksspiel würde im Falle fehlenden inländischen Angebots sowieso im Ausland nachgegangen, scheint wenig stichhaltig. Vielmehr haben die Finanzministerien seit dem 17. Jahrhundert das Rechnen nicht verlernt. Knapp die Hälfte des erzielten Spielertrags der Casinos ging in Form von Steuern an den Fiskus. Dazu kommen Kulturfonds, die mehrheitlich durch Lotto finanziert werden. Dass wir ein gutes Kulturprogramm haben, hat also nichts mit Glück, Schicksal oder Zufall zu tun, sondern mit tüchtigen Spielcasinos und schlaunen Steuerbeamten. ■

*Foto Depositphotos*



MATTIA AGNETTI

Redaktor



## Kernkompetenz: weiblich

Schon als ich klein war, war es mein grosser Traum, eines Tages aufgrund meines Geschlechts befördert zu werden. Kernkompetenz: weiblich. Das ist mal was, worauf man stolz sein kann! Mit der Einführung einer Frauenquote wird dieser Kindheitstraum nun Wirklichkeit. Endlich haben Politik und Gesellschaft eingesehen, dass man als Frau in der Berufswelt einigen genetisch veranlagten Nachteilen unterworfen ist – namentlich fehlendem Durchhaltevermögen, Willensstärke und Durchsetzungsfähigkeit. Um die hochgepriesene Gleichberechtigung nichtsdestotrotz zu gewährleisten, gilt es deshalb, den Berg zum Propheten zu bringen. Die gelebte Leistungsgesellschaft muss der Förderung des «schwachen» Geschlechts Platz machen. Emanzipation auf ihrer Klimax.

Dass die wenigen Frauen, welche es aus eigenen Stücken in die Führungsetage geschafft haben, von ihren männlichen Arbeitskollegen fortan als Quotenfrauen abgestempelt und damit gleichzeitig ihrer Autorität und Glaubwürdigkeit beraubt werden, ist lediglich der Kollateralschaden; ein geringer Preis dafür, dass den weniger tüchtigen Mitarbeiterinnen durch staatliche Intervention Tür und Tor zu höheren Hierarchieebenen geöffnet werden. Zynismus beiseite: Ich will mich nicht über das angestrebte Ziel der Gleichberechtigung mokieren – über dessen Umsetzung allerdings durchaus, denn es scheint mir, als würde man den Torwart des Platzes verweisen, wo doch der Schütze schlichtweg untrainiert ist.

Das gewählte Vorgehen kratzt am Stolz all jener ambitionierten Frauen, die sich als ebenbürtige Mitstreiterinnen in einer bislang von Männern dominierten Berufswelt sehen. Ein Erfolg ist nur ein halber Erfolg ohne Gegner oder Hindernisse. Aus diesem Grund sage ich: Gebt den Frauen die Möglichkeit zum Erreichen von Grösse. Lasst uns die Türen wieder schliessen und darauf vertrauen, dass auch sie der Bedienung einer Türklinke mächtig sind. Und sollte man in seinem späteren Werdegang tatsächlich einmal mit dem Kopf an der ominösen gläsernen Decke anstossen, so appelliere ich an den Stolz und die Willenskraft einer jeden Frau – denn letztendlich ist kein Glas unzerstörbar für einen ordentlichen Dickschädel. ■

*Text Luana Rossi*



**LUANA ROSSI**

Redaktorin



**KLARA ZIMMERMANN**

Online  
Chefredaktorin



**PHILINE WIDMER**

Redaktorin

# Drei Frauen Drei Meinungen



## Ich bin für Frauen.

Und ich bin dafür, dass Frauen sich nicht zwischen Karriere und Familie entscheiden müssen. Ich bin für handfeste Resultate statt Gleichberechtigungsversprechen und Diversity-Programme. Und ich würde mir wirklich wünschen, dass es die Quote nicht brauchen würde. Aber allem Anschein nach ist man in der Schweiz auch nach mehr als 20 Jahren Frauenförderung auf freiwilliger Basis noch Lichtjahre vom Ziel der Gleichstellung entfernt. Wenn wir in diesem Tempo weitermachen, ändern sich die Strukturen und Einstellungen in der Schweiz nicht in absehbarer Zeit. Erst die Vorgabe an Unternehmen, eine Quote zu erfüllen, zwingt diese endlich, Massnahmen umzusetzen, welche generell ein frauenfreundlicheres Arbeitsumfeld schaffen: ein vernünftiges Kinderbetreuungssystem und mehr Teilzeitarbeitsmöglichkeiten – auch für den Papa.

Quoten-Gegner präsentieren immer wieder gerne Horrorszenarien, in denen Unternehmen wegen inkompetenter Frauen an der Spitze zu Grunde gehen. Dass diese Angst weitgehend unbegründet ist, zeigt sowohl der Mitte April vom Arbeitgeberverband publizierte Bericht mit einer Auflistung von 400 verwaltungsratsstauglichen Frauen als auch diverse Studien, die bestätigen, dass Unternehmen mit Genderheterogenität an der Spitze erfolgreicher sind.

Mir ist klar, dass Quote nicht gleich Quote sein darf, sondern der Prozentsatz an das branchenspezifische Fachkräfteverhältnis der Geschlechter angepasst werden muss. Es braucht die Quote nicht, weil es Frauen ohne sie nicht nach oben schaffen könnten. Es braucht die Quote, damit sich die Strukturen dahin verändern, dass es den Frauen besser möglich ist, in höheren Positionen zu arbeiten, ohne dafür gravierende Kompromisse bei der Familienplanung machen zu müssen.

Weil sich Strukturen, Netzwerke und Einstellungen erzwungenermassen dahingehend verändern werden, dass man Frauen automatisch mehr berücksichtigt, braucht es keine Quote für die Ewigkeit. Und weil viele Frauen an der Spitze genauso überzeugend sein werden, wie es viele Männer sind, werden Vorurteile wie das Label «Quotenfrau» über die Jahre hinweg seltener und irgendwann hoffentlich ganz verschwinden. ■

*Text Klara Zimmermann*

## Alibipolitik

Es mag diverse medial gehypte Studien geben, die eine positive Korrelation zwischen Genderdiversität in der Chefetage und dem Erfolg der Firma dokumentieren. Jedem, der mal in einem Methodenkurs war, wird allerdings klar sein, dass dies noch lange keine Kausalität belegt. In der Tat verschwindet die positive Korrelation schnell mal in den Tiefen der Insignifikanz, sobald für andere Charakteristika der Firmen kontrolliert wird. Es kann also genauso gut sein, dass Firmen mit besserer Performance mehr Frauen einstellen. Für den Vorreiter Norwegen (dort gilt eine 40-prozentige Frauenquote für börsenkotierte Firmen) fanden Wissenschaftler alles: positive, negative und keine Effekte, je nach Forschungsdesign.

Des Weiteren hängen Studienergebnisse davon ab, wie Firmenleistung definiert wird. Für Firmen in den USA wurde etwa dokumentiert, dass Geschlechterdiversität in Verwaltungsräten die Anwesenheitsraten erhöht (auch die von Männern) und dazu führt, dass CEOs verstärkt börsenkursabhängig zur Rechenschaft gezogen werden. Ob das per se die Qualität der Entscheidungen erhöht, bleibt offen. Kurzum, aus ökonomischer Sicht gibt es keine stichhaltige Evidenz für den Nutzen einer Quote.

Nun zur gesellschaftlichen Ebene: Eine Quote ändert an der Anreizsituation im Alltag eines Menschen, der versucht, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen, herzlich wenig. Inwiefern soll mir eine Quote helfen, Kinderbetreuung zu organisieren? Die These, dass eine Quote kulturelle und strukturelle Veränderungen herbeizaubert, finde ich äusserst gewagt.

Eine Quote wäre nur dann sinnvoll, wenn man annehmen würde, dass Firmen Frauen per se nicht einstellen wollen. Denn es ist schlichtweg ineffizient, nicht die qualifizierteste Person einzustellen. Zur Qualifikation für eine Führungsposition gehört nebst formaler Ausbildung auch Erfahrung. Flexible, leistungsorientierte Arbeitsbedingungen tragen viel dazu bei, dass Menschen unterschiedlichster Hintergründe diese erwerben können. Frauenquoten tun dies nicht, in diesem Sinne: Nein, danke. ■

*Text Philine Widmer*



# Allen Eigenständigkeitserklärungen zum Trotz

**Stellen sich auch die faulen und reichen Studenten allen Mühen des studentischen Lebens? Schreiben sie ihre Arbeiten selbst? prisma ging dem Gerücht «Ghostwriting an der HSG» auf den Grund und stiess auf handfeste Tatsachen.**



**SILVAN  
AESCHLIMANN**

Redaktor

Welcher Student kennt sie nicht, die Mühen, die das Verfassen einer akademischen Arbeit mit sich bringt? Auf der einen Seite bedeutet das Schreiben einer Dissertation, Master-, Bachelor-, aber auch schon Seminararbeit, einen beträchtlichen Zeitaufwand, den der Student neben dem herkömmlichen Vorlesungsbesuch oder der Arbeit erbringen muss. Auf der anderen Seite steigt der Stresspegel eines jeden Studenten, wenn der Abgabetermin näher rückt, die Arbeit aber noch nicht fertig ausgedruckt auf dem Schreibtisch bereitliegt. prisma ging der Frage nach, ob an der HSG wirklich alle Studenten diese Mühen auf sich nehmen, oder ob es auch solche gibt, die auf die kostenintensive und vor allem moralisch bedenkliche Alternative eines Ghostwriters zurückgreifen.

Jemand, der sich mit akademischem Ghostwriting bestens auskennt, ist Thomas Nemet. Im Jahr 2004 gründete der gebürtige Sachse mit ACAD Write seine eigene Ghostwriting-Agentur, die sich mittlerweile unter den grössten drei Agenturen im deutschsprachigen Raum etabliert hat. Seit er den Firmensitz vor sechs Jahren aus persönlichen Gründen in die Schweiz verschoben hat, ist ACAD Write die grösste professionelle Ghostwriting-Agentur der Schweiz.

## 2.4 Millionen Umsatz

Dass Ghostwriting mehr ist als ein ominöses Phänomen, von dem jeder schon mal gehört hat, wird mit einem Blick auf ACAD Writes Firmengeschichte ersichtlich: Über 8'600 Aufträge hat Nemets Agentur in ihrem elfjährigen Bestehen mittlerweile ausgeführt, gut 1'000 davon alleine während des letzten Geschäftsjahres. Das ergibt einen Umsatz von mehr als 2.4 Millionen Franken – Tendenz klar steigend. «Wir erwarten für das neue Geschäftsjahr eine Wachstumsrate klar im zweistelligen Prozentbereich», sagt Nemet. Um all diese Aufträge bewältigen zu können, beschäftigt der 44-Jährige gegenwärtig zwischen 250 und 300 freiberufliche Ghostwriter, die allesamt mindestens einen Masterabschluss besitzen. Er selbst hat mit dem Schreiben

schon lange aufgehört und leitet ACAD Write als deren CEO.

Thomas Nemet sieht die Gründe für seine Erfolgsgeschichte hauptsächlich in der Akademisierung des Lebens: «Heute braucht man ja schon fast fürs Putzen einen Universitätsabschluss.» Dazu komme, dass Studenten von Professoren beim Schreiben einer akademischen Arbeit nur ungenügend unterstützt würden. «Sonst wäre der Einsatz eines Ghostwriters undenkbar.» Ausserdem habe nicht jeder Student neben dem herkömmlichen Vorlesungsbesuch noch die Zeit, sich dem Schreiben akademischer Arbeiten zu widmen, sei dies, weil er sich mit Hilfe eines Jobs das Studium selbst finanzieren muss, oder weil er sonstige familiäre Verpflichtungen hat.

## Faules und reiches Klientel ist Klischee

Damit drängt sich die Frage auf, wie das Klientel eines Ghostwriters aussieht. Stimmt vielleicht sogar das Gerücht, dass sich an der HSG Söhne und Töchter reicher Eltern aus Faulheit vor dem Schreiben akademischer Arbeiten drücken und stattdessen einen Ghostwriter engagieren? «Das ist nun wirklich ein Klischee», erklärt Nemet. Von der blonden Supertussi bis zum Familienvater, der hundert Prozent arbeitet und daneben noch studiert, habe man praktisch alles. «In der Regel sind unsere Kunden aber Leistungsgeplagte und nicht einfach zu faul, um die Arbeiten selbst zu schreiben.»

Entspricht diese Argumentation wirklich der Realität oder dient sie dazu, ein moralisch bedenkliches Geschäftsmodell zu legitimieren? prisma hat nach Studenten gesucht, die schon einmal die Dienstleistungen eines Ghostwriters in Anspruch genommen haben, und sie nach ihren Motiven befragt. «Eigentlich habe ich früher immer alle Arbeiten selbst geschrieben», erzählt ein Student, der anonym bleiben will und sich seine Masterarbeit fremschreiben liess. Aufgrund familiärer Probleme habe er aber zu spät mit seiner Masterarbeit begonnen und diese nicht mehr in der vorgegebenen Zeit und Qualität fertigstellen können.



# GHOSTWRITING

Ein anderer Student, der ebenfalls anonym bleiben will und seine Bachelorarbeit schreiben liess, rechtfertigt das Engagement seines Ghostwriters folgendermassen: «Neben dem Studium gehe ich mehreren anderen Tätigkeiten nach. Zum einen verdiene ich Geld, um mein Studium finanzieren zu können, zum anderen arbeite ich ehrenamtlich.»

Ob diese Aussagen repräsentativ sind, lässt sich schwer sagen. prisma liess es sich aber nicht nehmen, zumindest nachzurechnen, ob es sich für einen HSG-Studenten finanziell lohnen würde, seine Bachelorarbeit von einem ACAD Writer schreiben zu lassen. «Die Preise für akademische Arbeiten werden bei uns individuell berechnet», sagt Thomas Nemet. Dabei hänge der Preis grösstenteils von der Fachrichtung, der Universität, an der der Student studiere, und davon ab, ob die Arbeit einen quantitativen Teil beinhalte. «Eine HSG-Bachelorarbeit ist deutlich teurer als eine durchschnittliche Bachelorarbeit für eine andere Universität aus dem deutschsprachigen ▶

Raum, da die HSG extrem hohe Ansprüche an ihre Studenten stellt.» Eine durchschnittliche Bachelorarbeit kostet bei ACAD Write zwischen 4'500 und 5'500 Franken, für eine Masterarbeit sind es 10'000 und für eine Dissertation sogar 50'000 Franken.

### Ghostwriter lohnen sich finanziell

An der HSG erhält ein Student für das Schreiben einer Bachelorarbeit 16 ETCS-Credits, was ungefähr 480 Arbeitsstunden entsprechen sollte. Wird angenommen, dass ein Student, anstatt die Bachelorarbeit zu schreiben, für 25 Franken die Stunde arbeiten geht, erhält man einen Wert von 12'000 Franken. Dieser Wert ist mehr als doppelt so hoch wie die 4'500 bis 5'500 Franken für eine durchschnittliche Bachelorarbeit. Daraus lässt sich schliessen, dass für einen HSG-Studenten das Engagement eines Ghostwriters selbst dann noch lukrativ wäre, wenn sich seine Bachelorarbeit im oberen Preissegment ansiedeln liesse.

Auch wenn Ghostwriting nicht omnipräsent ist: Es handelt sich um einen Millionenmarkt. Thomas Nemet schätzt das Gesamtmarktvolumen von Ghostwriting im deutschsprachigen Raum auf zehn bis zwanzig Millionen Franken. Dabei sei davon auszugehen, dass etwas weniger als die Hälfte der Nachfrage durch professionelle Ghostwriting-Agenturen abgedeckt würde. Der Rest werde durch Abkommen zwischen Studenten abgedeckt. BWL-Studenten würden den grössten Anteil an seiner Kundschaft ausmachen, gefolgt von Studenten anderer Geisteswissenschaften und Medizinstudenten.

### Fremdgeschriebene Arbeiten sind eine Tatsache

Wie viele HSG-Studenten lassen sich aber nun konkret pro Jahr eine akademische Arbeit fremdschreiben? «Ich kann bestätigen, dass ACAD Write pro Jahr zehn bis zwanzig akademische Arbeiten für HSG-Studenten schreibt», so Nemet. Den Gesamtmarkt an der HSG würde er zurzeit maximal auf das Dreifache schätzen. Dazu müsse er noch sagen, dass nur knapp 15 Prozent seiner Kundschaft aus der Schweiz stamme. Der Löwenanteil von ACAD Writes Kundschaft komme weiterhin aus Deutschland.

Ghostwriting ist an der HSG also nicht nur ein Mythos, sondern Realität. Wie handhabt die Universität diese Problematik? In einer offiziellen Stellungnahme der HSG steht diesbezüglich: «Ghostwriting – ein Student reicht ein Werk in seinem Namen ein, das auf seinen Auftrag hin von einer anderen Person, einem sogenannten «Ghostwriter», erstellt wurde – ist im Vergleich zu Plagiaten schwieriger zu erkennen.» Aus diesem Grund seien an der HSG auf verschiedenen

Ebenen Massnahmen umgesetzt worden. Darunter fällt die klare Kommunikation, dass es sich bei Plagiaten und Ghostwriting um ein schwerwiegendes Vergehen gegen die Ordnung der Universität sowie die akademische Integrität handelt. Bei Zwischenbesprechungen soll klargestellt werden, dass sich die Studenten mit dem Inhalt auseinandergesetzt haben und im Falle eines Verdachts wird den Studierenden ermöglicht, sich mündlich zu verteidigen.

Trotz dieser Massnahmen erscheint es unwahrscheinlich, dass in Zukunft weniger HSG-Studenten auf die Möglichkeit eines Ghostwriters zurückgreifen werden. Jedenfalls wird auf das Herbstsemester 2016 das Kontextstudium an der HSG umstrukturiert, was eine Erweiterung der Schreibleistungen, die im Rahmen eines HSG Studiums erbracht werden müssen, zur Folge haben wird. Diese Tatsache wird zumindest die Zeit, die ein Student pro Arbeit zur Verfügung hat, nicht verlängern. Bleibt also einzig, an die Moral der Studierenden zu appellieren und zu hoffen, dass sich aus einem Gerücht mit Wahrheitsgehalt nicht plötzlich eine unliebsame Praxis entwickelt. ■

*Illustration Eugénie Mathieu / Foto Lorenz Walther*

**Thomas Nemets Firma ACAD Write schreibt jährlich zehn bis zwanzig akademische Arbeiten für HSG-Studenten.**





Ein Gadget für alle Studenten, die keinen reichen Papi haben: So hat man wenigstens schon mal die richtige Farbe im Portemonnaie.

**SNB**

prisma präsentiert euch sechs Vorschläge, die es leider nicht zur Abstimmung geschafft haben.



Mittlerweile ist sie uns doch ans Herz gewachsen. Wie wäre es mit einer Neuauflage? Es muss ja nicht immer alles glänzen, was Gold ist. Nur stabil muss sie sein.

# Beton

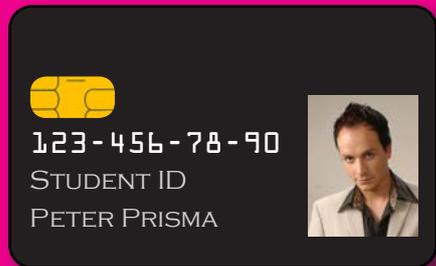
Weil uns der Beton durch den Tag begleitet, soll er uns auch auf der Legi beistehen. Ein Zeichen von Robustheit und starkem Fundament.



# Vintage

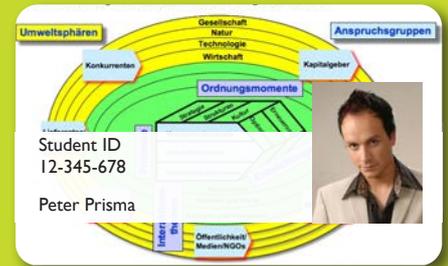
# HSG Black Card

Die HSG Black Card präsentiert sich stolz in schwarz. Wohl die einzige Farbe, die zu unserem Anzug passt.



Es ist wohl das Wichtigste, was wir aus unserem Studium auf dem Rosenberg mitnehmen. Das NSGMM soll uns auch im Alltag begleiten.

# NSGMM

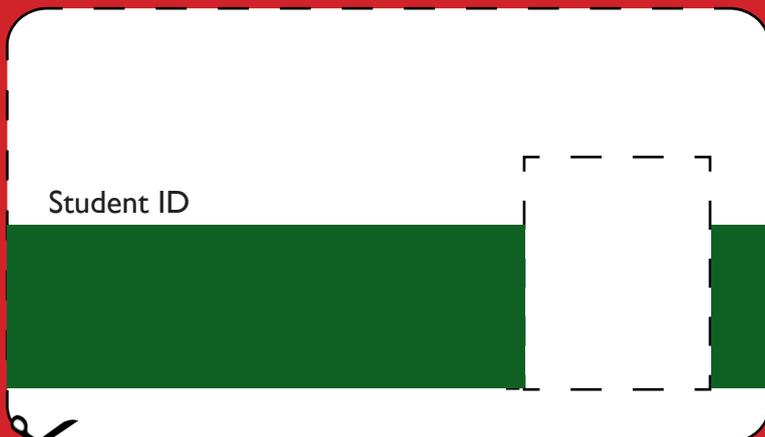


Und jetzt seid ihr dran:

Ausmalen und auf [facebook.com/prismahsg](https://www.facebook.com/prismahsg) posten!

# Sustainability

So umweltschonend wie das Essen in der Mensa. Gefahr besteht bei diesem Modell jedoch, dass auch diese Karte nach der ersten Semesterwoche auseinanderfällt.



# Ceci n'est pas un Betonblock

**Fliege Erika ist mittlerweile sowohl ab- als auch ausgeschlachtet. Sie hat ausgesummt sozusagen. Es wird Zeit, sich dem kontroversen Phänomen Kunst an der HSG im erweiterten Sinn zu widmen.**



LUANA ROSSI

Wenn einmal mehr von Kunst an der HSG die Rede ist, zieht wohl manch ein Student spöttisch die Augenbraue hoch. Auch die öffentlichen Kunstführungen werden in studentischen Kreisen oftmals belächelt. Doch befasst man sich einmal genauer mit dieser Thematik oder läuft man nur einmal mit erhöhter Aufmerksamkeit über den Campus, so ändert sich die Sichtweise. Das riesige Gemälde gleich neben dem oberen Eingang des Audimax? Ein millienschwerer Richter. Die zierliche Statue im obersten Stock des Hauptgebäudes? Ein Giacometti – beinahe genauso wertvoll. Kunstwerke prominenter Künstler, welche ohne jegliche Abschränkungen im Raum stehen, so unscheinbar, als wären es schulische Kunstprojekte der Tochter des Rektors.

## Kunst am Bau

«Kunst wird an der HSG nicht ausgestellt, es wird mit ihr gelebt», heisst es so treffend im Kunstführer der Uni. Yvette Sánchez, Präsidentin der Kunstkommission, spricht in diesem Zusammenhang gar von einer weltweiten Einzigartigkeit. Die Kunst ist in solch einem Ausmass in den studentischen Alltag integriert, dass sie sich zu weiten Teilen gar dem Beachtungsfeld entzieht. Dies ist insbesondere dem verfolgten Konzept von Kunst am Bau zu verdanken. Für die harmonische Integration von Kunst und Architektur wurde ein Grossteil der Kunstwerke eigens für die HSG angefertigt und individuell an die räumlichen Gegebenheiten angepasst. Über die jeweiligen ästhetischen Schönheiten lässt sich bekanntlich streiten, durchaus interessant ist aber die ihnen zugrunde liegende Symbolik.

Die strengen Kuben des Hauptgebäudes, liebevoll «Tête» getauft, stehen für das rationale Denken. Demgegenüber steht die Kunst – grösstenteils aus dem Surrealismus – für das «Andere der Vernunft», das Irrationale, und fungiert als Gegenpol zum begrifflichen Denken der

wissenschaftlichen Lehre. Seit jeher hat sich die HSG um eine Ganzheitlichkeit ihrer Ausbildung bemüht, welche in Form vom Kontextstudium exekutiert und durch die Kunst im Alltag ergänzt wird. Ganz im Sinne des Brutalismus, in dessen Stil die Gebäude gebaut sind, wird dieser klar bestimmbare Zweck durch die Architektur nach aussen zum Ausdruck gebracht.

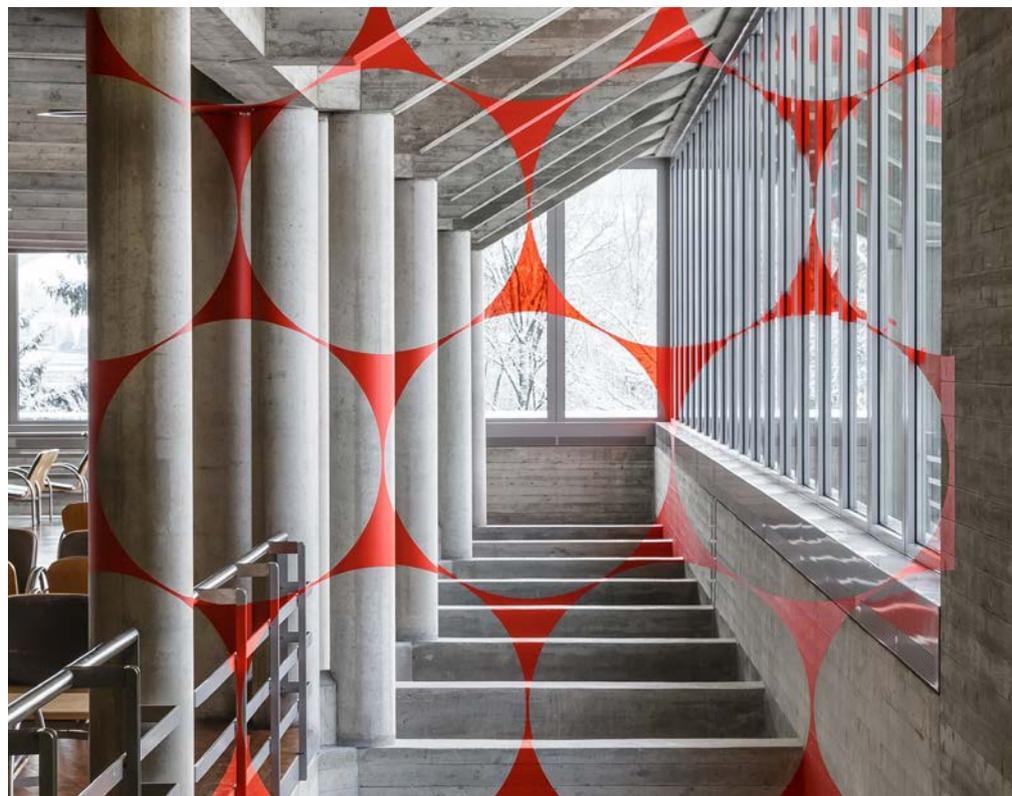
## Schönheit neben der Ästhetik

Auch wenn Kunst schön anzuschauen ist, so liegt ihre wahre Schönheit doch unter der Oberfläche. Die Hintergründe, die Geschichten und die Gedankengänge des Künstlers sowie die Interpretationsmöglichkeiten des Betrachters sind das Faszinierende. Die Skulpturengruppe von Alicia Penalba, um nur ein Beispiel zu nennen, fungiert als Übergang zwischen Natur und Architektur und trägt dazu bei, dass der Emporschreitende von den markanten Formen der Tête nicht förmlich erschlagen wird.

Eine genaue Auseinandersetzung mit allen Exponaten würde den Rahmen sprengen (der Kunstführer hat nicht ohne Grund 108 Seiten). Abschliessend bleibt zu sagen, dass die Teilnahme an einer Kunstführung auch für weniger Kunstbegeisterte durchaus zu empfehlen ist. Der schönste Aspekt an Kunst ist immer noch die Art und Weise, wie wirkliche Kunstliebhaber darüber sprechen. Denn wenn es an unserer Uni auch nicht an Kunst mangelt: Leute mit einer sichtbaren Leidenschaft für eine Sache, wie dieselbige, sind am Campus zur Rarität geworden. ■

*Fotos Luana Rossi / Hannes Thalmann*





# Forschen für das Kapital

**Ein Forschungsinstitut der Universität St. Gallen hat eine Studie zu den ökonomischen Auswirkungen der Erbschaftssteuerinitiative publiziert. Wieder ist der Auftraggeber ein bürgerliches Komitee. Ist die unabhängige Forschung an der HSG gefährdet?**

Am 14. Juni dieses Jahres dürfen die Schweizerinnen und Schweizer wieder einmal über ein Anliegen aus dem Volk an der Urne abstimmen. Die «Erbschaftssteuerinitiative» will Erbschaften und Schenkungen künftig mit einem Satz von 20 Prozent besteuern. Ein einmaliger Freibetrag von bis zu zwei Millionen Franken soll weiterhin steuerfrei vererbt werden können. Schenkungen fallen ebenfalls unter diese Kategorie, sofern sie nicht mehr als 20'000 Franken pro Jahr betragen. Des Weiteren sieht der Initiativtext «besondere Ermässigungen» für landwirtschaftliche Betriebe und Familienunternehmen als Erbschaften vor, solange diese mindestens zehn Jahre von den Erben weitergeführt werden. Die genauen Regelungen müssten somit auf Gesetzesstufe erfolgen. Die Erträge aus dieser Steuer würden zu zwei Dritteln in die Kasse der AHV fliessen und zu einem Drittel den Kantonen zukommen, so will es die Initiative.

Die politischen Lager haben zu diesem Anliegen aufgrund der ideologischen Sprengkraft bereits klar Stellung bezogen. Die Linke sieht in der Initiative ein legitimes Instrument der Vermögensum- oder -rückverteilung, während die bürgerliche Fraktion einen Angriff auf liberale Grundsätze und darüber hinaus eine Gefährdung der ökonomischen Grosswetterlage in der Schweiz wittert.

## Studie der Gegner

Um ihre Anliegen mit einem wissenschaftlichen Fundament zu unterlegen, haben die Gegner der Initiative eine Studie in Auftrag gegeben, welche die volkswirtschaftlichen Folgen der Erbschaftssteuer untersuchen sollte. Verfasser der Studie war dabei kontroverserweise ein Forschungsinstitut der Universität St. Gallen. Geleitet wurde die Studie vom ehemaligen Nationalrat und emeritierten Professor Franz Jaeger. Vergangenen März wurde die Studie publiziert und den Medien vorgestellt. Die Resultate wurden den Hoffnungen der Auftraggeber mehr als gerecht: Über 12'000 Arbeitsplätze werden laut Studie mit der Initiative verloren gehen und das jährliche Wirtschaftswachstum um rund 0.12

Prozent des Bruttoinlandprodukts sinken. Auch die übrigen Erkenntnisse lesen sich wie ein Sammelsurium an Argumenten für die Initiativgegner.

## Bezahlte Auftragsarbeit

Bei den Befürwortern der Initiative ist die Kritik am wissenschaftlichen Wert der HSG-Studie dementsprechend deutlich: «Die zitierte Studie ist offensichtlich eine bezahlte Auftragsarbeit, welche die vorgefassten Thesen der Initiativgegner zu stützen hatte», sagt Andreas Käsermann, Kampagnenleiter der Initianten. Über den wissenschaftlichen Wert der Studie urteilt der ehemalige Medienverantwortliche der SP Schweiz weiter: «Zentraler Kritikpunkt ist, dass sich die Autoren nicht einmal die Mühe genommen haben, den seit Monaten bekannten vorgeschlagenen Freibetrag von 50 Millionen Franken für Unternehmen und den Steuersatz von fünf Prozent in Betracht zu ziehen. Unter wissenschaftlicher Arbeit verstehen wir etwas anderes.»

Der Verfasser der Studie, Franz Jaeger, zeigt sich von solchen Vorwürfen unbeeindruckt: «Mir ist klar, dass nach unserer Studie solche Vorwürfe von dieser Seite kommen. Die Resultate sind jedoch wissenschaftlich fundiert, methodisch nachvollziehbar und haben nichts mit politischem Wunschdenken zu tun». Man habe intern auch die 50 Millionen Freibetrag gerechnet und könne auch jeden anderen Betrag rechnen.

In der Studie habe man diesen jedoch nicht berücksichtigt, weil es sich dabei um reine Spekulation handle und jeder andere Betrag über den 20 Millionen vom Gesetzgeber durchgesetzt werden könne. «Mit den Auswirkungen einer Bundeserbschaftssteuer in der Schweiz beschäftige ich mich seit vielen Jahren. Der Auftrag der Unternehmergruppe erfolgte erst im letzten Herbst und die Entschädigung des Auftraggebers an die HSG konnte knapp die Kosten der Studie decken», sagt der Wissenschaftler weiter zum Vorwurf der monetären Motivation. Vielmehr sei es seine Pflicht, als Ökonom die nötige Expertise in den politischen Diskurs zu bringen.



**RICCARDO RAMACCI**

Redaktor

## Bekanntes Muster

Die Debatte erinnert stark an die Diskussionen rund um die «1:12-Initiative» im Jahr 2014. Auch damals publizierten Forscher der Universität St.Gallen eine Studie, welche im Fall einer Annahme der Initiative grossen wirtschaftlichen Schaden prognostizierte.

Hinsichtlich der Rolle der HSG werfen beide Fälle über die Diskussion um deren Inhalt hinweg dieselbe ethische Grundsatzfrage auf: Wo befindet sich die Grenze zwischen legitimer Forschungsfinanzierung und dem drohenden Verlust von deren Unabhängigkeit? Die Gratwanderung entlang dieser Grenze gestaltet sich durch den steigenden Spardruck der Kantone, der oftmals unmittelbar auf Bildungsinstitutionen abgewälzt wird, für viele Universitäten und insbesondere für die HSG mit ihrem hohen Grad an Eigenfinanzierung zunehmend schwieriger. Auf der einen Seite müssen die finanziellen Mittel für ressourcenstarke und fundierte Forschung sowie deren Infrastruktur von jemandem zur Verfügung gestellt werden. Zudem ist politisch motivierte Forschung an sich durchaus legitim, sofern deren Ziel und Zweck transparent deklariert werden. Auf der anderen Seite muss jedoch die Frage erlaubt sein, ab welchem Grad monetärer Abhängigkeit – und dem damit verknüpften Wunsch des Auftraggebers – unabhängige Forschung mit objektiven und wissenschaftlich fundierten Resultaten aufgrund eines unüberwindbaren Zielkonflikts zur Unmöglichkeit verkommt.

Franz Jaeger kennt diese Grundsatzfrage aus eigener Erfahrung: «Während meiner ganzen Tätigkeit als Forscher wurde ich permanent mit dieser Thematik konfrontiert.» Dabei habe er stets da-

rauf geachtet, seine wissenschaftliche Integrität zu wahren. Dies habe in der Vergangenheit auch schon zu Rechtsstreitigkeiten geführt: «Ein Auftraggeber war damals stocksauer, weil die Resultate der Studie nicht seinen Wünschen entsprachen». Mit der zunehmenden Privatisierung der Geldquellen der Schweizer Universitäten hat er hingegen keine Probleme, solange dabei die nötigen Kontrollinstanzen geschaffen würden, welche die Unabhängigkeit der Forschung weiterhin garantieren. Wichtig sei für Forscher zudem, stets über ein pluralistisches Feld von privaten Sponsoren zu verfügen, um eine zu starke Bindung an nur einen Auftraggeber zu verhindern.

Trotz dieser beschwichtigenden Worte wird sich die Debatte um die Abgrenzung notwendiger Forschungsfinanzierung von monetär manipulierter Wissenschaft in Zukunft wohl weiter verschärfen. Die Hochschullandschaft der Schweiz steht vor einem grossen Umbruch, in welchem deren Werte und Prioritäten grundlegend diskutiert werden müssen.

Ob die beiden Studien der Institute der Universität St.Gallen diese ethische Grenze überschritten haben, ist indes unweigerlich eine politische Frage und dadurch ausschliesslich subjektiv zu beantworten. Ihre zahlreichen Kritiker und das Klischee der «Kaderschmiede des Kapitalismus» wird die Universität durch solche Studien aber gewiss auch in Zukunft nicht verlieren. ■

*Illustration Roman Schister*



# Hoch hinaus – mit dir selbst als Chef

prisma stellt euch zwei HSGler vor, die es als Unternehmer hoch hinaus geschafft haben – zwei Abenteurer, die beide seit einer Weile gut von ihren Unternehmen leben können.

## Mal kurz zur Prüfung fliegen

Schon als kleiner Junge hatte Johann Huber ein Geschick fürs Geschäft: Im Kindergarten fiel er dadurch auf, dass er versuchte, sein Pausenbrot zu verkaufen. Aus dem geschäftigen Jungen ist unterdessen ein HSGler geworden, und ein Unternehmer dazu. Trotzdem ist Johann, CEO und Gründer von Soma Analytics, der Meinung, dass es den geborenen Unternehmer nicht gibt. «Ein paar Charakterzüge helfen schon, zum Beispiel Risikobereitschaft. Viele unterschätzen aber, was in ihnen steckt. Das Wichtigste ist wohl, dass man einfach mal anfängt.» Dass er selbst nichts anbrennen lässt, hat Johann bewiesen. In der Mitte seines Masterstudiums in Business Innovation bekamen sein Team und er an einem Donnerstag ein Angebot von einem Investor. Die Bedingungen: 50'000 Pfund, ein Büro in London und bis Sonntag mussten sie sich entscheiden. Nach anfänglichen Nächten auf Couches oder im Büro hat sich Johann unterdessen in London

etabliert und beschäftigt zehn Mitarbeiter. Um das Studium trotzdem zu beenden, hat er damals nach seinem Umzug an den Wochenenden gelernt und ist für die Prüfungen jeweils kurz zurückgefliegen.

Und wie sehr profitiert Johann als Unternehmer von seinem universitären Fachwissen? «Die Daumenregel, dass man rund 20 Prozent des Gelernten braucht, kommt etwa hin. Das Problem ist nur, dass man im Vornherein nicht weiss, welche 20 Prozent es sein werden.» Ganz zentral sei aber auch das Netzwerk. Von der Uni nehme man zwei Sachen mit: das Wissen und die Kontakte. Je weiter man sich vom Abschluss entferne, desto mehr rückten die Kontakte in den Vordergrund.

## Lerche oder Eule? Frag dein Smartphone

Johanns Produkt ist eines, das wir alle sicherlich gerne auf dem Handy hätten. Seine App ermittelt subtil durch Interaktionsparameter, wie hoch das Stresslevel des Nutzers ist. Die App misst beispielsweise die Emotionen in der Stimme bei einem Anruf, ohne dabei den gesprochenen Inhalt aufzuzeichnen. Auch die Schlafqualität kann gemessen werden oder wie oft man den Bildschirm an- und abstellt. Durch das generierte Wissen gibt die App Tipps, wie man den Stresspegel verringern kann. Durch die Schlafmessung findet man zum Beispiel heraus, ob man eine Lerche oder eine Eule ist, oder anders gesagt, wann man sich am besten erholt.

Für alle, die jetzt gleich das Handy zücken: Leider ist die App nicht für Private verfügbar, sondern nur für Firmen, die sie ihren Mitarbeitern als freiwillige Option zur Verfügung stellen. So können sie besser verstehen, wie die «Komponente Mensch» in der Organisation funktioniert.

Ziel für Soma Analytics ist es, dass irgendwann jeder, der arbeitet, auf die App zurückgreifen kann. Persönliche Ziele lässt Johann offen. Vielleicht wird er irgendwann nochmals gründen. «Die Idee, dass ein paar elektrische Impulse in deinem Kopf zu einem Produkt werden, das realen Wert schafft, für den die Leute bezahlen wollen – dieser Reiz ist ungebrochen!» ■



PHILINE WIDMER

Johann Huber wurde während des Studiums Unternehmer. Sein App soll den Stresspegel der Nutzer verringern.





Laura Behrens Wu und Simon Kreuz gründeten in San Francisco das Start-up Shippo.

## Grosser Service für die Kleinen

Zu Beginn ihres Bachelorstudiums wollte Laura Behrens Wu eigentlich noch Strategieberaterin werden, wie viele ihrer Kommilitonen. Es ist aber alles ein bisschen anders gekommen. Im Verlauf des Studiums hat Laura begonnen, für Start-ups kleine Jobs zu erledigen, am Anfang deshalb, weil Freunde mit an Bord waren, später einfach aus Spass. Kurz nach Beginn des CEMS-Masters ging sie nach San Francisco für ein Praktikum – und wollte dann gar nicht mehr aus der Stadt weg. Dabei gab es eine kleine Schwierigkeit: «Um in San Francisco zu bleiben, brauchte ich Geld.»

Ihre Idee war, Produkte aus Europa per Internet in den USA zu vertreiben. Bald realisierte Laura, dass die Versandkosten so hoch waren, dass es den Kunden zu teuer wurde. Sie fragte sich, ob kleine Händler mit ähnlichen Problemen kämpfen. So war es dann auch: «Wegen des riesigen Volumens kann Amazon so verhandeln, dass es 95 Prozent Rabatt bekommt, den Rest zieht es von der Marge ab. Bei kleinen Händlern, die keine Milliardenvolumen verschicken, geht das natürlich nicht.» Hier kommt Lauras Unternehmen Shippo auf den Plan.

Shippo verhandelt Preise für das aggregierte Volumen vieler kleiner Händler, sodass diese auch von den Skalenvorteilen profitieren können. Shippo ist aber auch ein Technologieunternehmen: Den Händlern wird eine Plattform geboten, auf der sie von den Verhandlungen nichts mitbekommen und ihren Versand einfach und günstig regeln können. Nebst viel Pragmatismus steckt in der Idee auch Idealismus: «Für unser zwanzigköpfiges Team ist es ein integraler Teil, dass wir kleinen Händlern helfen können und so ihnen und ihren Kunden einen Mehrwert bieten.»

### Etwas Glück, 200 E-Mails und viel Spass

Auch Laura ist der Meinung, dass Risikobereitschaft zum Unternehmertum dazugehört. Wichtig sei auch ein starker, unbeirrter Wille. «Nach 200 unbeantworteten E-Mails an Investoren hatte sich endlich jemand gemeldet. Da war Glück dabei: Wir haben von einem Investoren gehört, der jeden Tag einen Scheck schreibt. Da dachten wir, an einem Tag könnte dieser Scheck für uns sein. So war es dann.»

Glück hatte Laura auch mit ihrem Mitgründer, der einen technischen Hintergrund hat. Wenn einem als HSGler dieser Hintergrund fehle, könne es schwierig werden. Laura ist überzeugt: «Man kann nicht ein Unternehmen führen, ohne wirklich zu verstehen, wie das Produkt dahinter funktioniert.» Nebst der Beharrlichkeit und dem Glück ist beim Unternehmensein auch der Spass zentral: «Wenn man Dinge macht, die einem Spass machen, und man dann Erfolg dabei hat, will man gar nicht mehr aufhören.» ■

*Fotos zvg*

### Nachgefragt

Die Uni hat sich auf die Fahne geschrieben, Unternehmertum an der HSG zu fördern. Wir haben Diego Probst, Leiter von Startup@HSG, des Centers für Entrepreneurship, gefragt: Auf welche Hilfe dürfen Gründer zählen?

**Herr Probst, Sie haben schon hunderte Start-ups erlebt. Was macht gute Gründer aus?**

Nebst fachlicher Kompetenz und viel Leidenschaft ist es wichtig, offen für Inputs zu sein – am besten von Personen, die bereits Erfahrung in der betreffenden Branche haben.

**Was ist wichtiger, die Idee oder die Umsetzung?**

Da gehen die Meinungen auseinander. Schauen Sie zum Beispiel mal Dacuda an, da haben manche Experten am Anfang gesagt, das werde nichts. Wenn man selbst wirklich begeistert ist von einer Idee und daran glaubt, sollte man einfach auf Herz und Bauch hören und es versuchen.

**Was bieten Sie Gründern?**

Zu uns kann jeder mit einer Idee kommen, egal wie entwickelt diese schon ist. Wir geben Tipps zur Umsetzung, bieten Unterstützung beim Businessplan, simulieren Investorenpitches, aktivieren unser Netzwerk. Zudem verleihen wir jedes Jahr den Preis für den HSG Gründer des Jahres, der mit 10'000 Franken dotiert ist (Anm. d. Red.: Johann hat diesen Preis 2013 gewonnen, Laura 2015). Ebenso zeichnen wir jedes Semester vier Entrepreneurial Talents aus, welche jeweils 4'000 Franken erhalten. Auch können wir Büroräume zu speziellen Konditionen am Campus vergeben. Kurzum, bei uns gibt es einen grossen Blumenstraus an Möglichkeiten.

**Zum Thema Quote: Wie sieht's aus mit Frauen und Unternehmertum?**

Das Verhältnis von Mann zu Frau bei den Unternehmern ist 80 zu 20, höchstens. Auch bei unseren Coachings sind Frauen rar.

## Investitionen in Gesundheit zahlen sich ökonomisch aus

In den letzten 50 Jahren sind die Kosten für die Krankheitsbehandlung in den OECD-Ländern stetig stärker gestiegen als das Wirtschaftswachstum – um durchschnittlich zwei Prozent pro Jahr. Weltweit steigt die Lebenserwartung, doch von jedem zusätzlichen Lebensjahr verbringen die Menschen nur 0,8 Jahre in gesundem Zustand. Sowohl die Zahl der Erkrankten als auch die Kosten für ihre Behandlung nehmen stetig zu.

Gesundheitspolitik ist mehr als das Management von Behandlungskosten, sondern auch eine Investition in einen zentralen Wettbewerbsfaktor. Gesunde Lebens- und damit Arbeitsjahre können eine volkswirtschaftliche Aufwärtsspirale auslösen, wie ein Report von Bain & Company und dem World Economic Forum (WEF) zeigt. Gesundheit ist dabei nicht allein die Abwesenheit von Krankheit, sondern körperliches, geistiges und soziales Wohlergehen. Das wiederum verbessert die Sozialstruktur eines Landes, erhöht Arbeitsproduktivität und Steuereinnahmen und entlastet die Gesundheitssysteme.

### Richtiges Vorbeugen ist rentabler als heilen

Volkswirtschaften, die ihre Aufmerksamkeit auf das Wohlergehen und die Vorbeugung von Krankheiten richten statt auf deren Behandlung, erreichen dem Report zufolge deutlich bessere Renditen auf ihr eingesetztes Kapital. Ein Beispiel ist die häufige Mangelernährung von Kindern auf den Philippinen. Dort ist die Regierung eine Öffentlich-Private-Partnerschaft mit Nestlé eingegangen, um die Bevölkerung gezielt mit angereicherten Cerealien und Milchprodukten zu versorgen, die der Staat bezuschusst. Die Kosten dafür belaufen sich auf 12 Millionen US-Dollar, der volkswirtschaftliche Nutzen ist mit 25 Millionen US-Dollar mehr als doppelt so hoch.

Trotz guter Renditen liegen Investitionen in die Vorsorge jedoch weit unter den Ausgaben für die Behandlung bereits erkrankter Menschen. Laut OECD machten 2010 in den EU-24-Staaten die Ausgaben für Organisierte Öffentliche Gesundheit und Vorsorge nur 2,9 Prozent der gesamten Gesundheitsausgaben aus.

Das liegt an vier Grundproblemen, die Politik und Unternehmen gemeinsam lösen müssen. Einerseits sind bei der Gesundheitsvorsorge Zahler und Nutznießer oft nicht dieselben. Andererseits wird Gesundheitsvorsorge traditionell als Aufgabe des Staates verstanden, große Teile des Gesundheitssystems haben anders definierte und incentivierte Rollen.

Außerdem hat die Privatwirtschaft zahlreiche Investitionsmöglichkeiten in Gesundheit noch nicht verstanden. Und nicht zuletzt braucht es



Dr. Norbert Hültenschmidt, Partner bei Bain & Company in Zürich und Leiter der weltweiten Praxisgruppe Healthcare

für Lösungen die Zusammenarbeit von mehreren Beteiligten, deren Interessen gleichgerichtet werden müssen.

### Vielversprechende Investitionsmöglichkeiten

In den Staaten und Unternehmen muss ein Umdenken angestoßen werden. Denn die sozialen und ökonomischen Vorteile von mehr Investitionen in Gesundheit sind belegt. Der als Teil der WEF-Initiative „Future of Healthy“ entstandene Report stellt neun Bereiche vor, in denen sich Investitionen in Gesundheit besonders auszahlen. Sie reichen von einer sauberen Umwelt über ausgewogene Ernährung und soziales Engagement bis zu einer gewissen Minimalbildung zu Gesundheitsthemen.

Die Investitionsbereitschaft sowohl privater Unternehmen als auch der öffentlichen Hand hängt davon ab, ob sich beweisen lässt, dass die Renditen auch tatsächlich erwirtschaftet werden. Der Future-of-Healthy-Ansatz hilft zu ermitteln, wann Investitionen in Gesundheit eine signifikante Wirkung und ein hohes Ertragspotenzial entfalten.



Der komplette Report „Maximizing Healthy Life Years“ zum Download.

# Ein Leben zwischen Internationalität und Heimatverbundenheit

**Der Dekan der School of Management über gescheiterte Masterpläne, wofür sich das Pendeln lohnt und was Deutschland von der Schweiz lernen kann.**



Bevor wir Peter Leibfried für ein Interview treffen, weist er darauf hin, dass seine Familie und damit sein Zuhause in Stuttgart sei. In St. Gallen wohne er in einer kleinen Wohnung und pendle am Wochenende nach Deutschland. Das moderne Appartement befindet sich im obersten Stock eines Mehrfamilienhauses direkt neben dem Institut für Accounting, Controlling und Auditing und besticht mit einer Dachterrasse mit Panoramablick über die Altstadt St. Gallens. Trotzdem bezeichnet der Institutsleiter sie scherzhaft als seine Studentenbude.



**AMELIE SCHOLL**

Redaktorin

## Schwäbische Naturverbundenheit und Heimatliebe

Aufgewachsen ist Peter Leibfried in Sindelfingen in der Nähe von Stuttgart. Er wuchs dort in einem, wie er sagt, «typischen Siebzigerjahre-Reihenhaus mit grossem Garten» auf. In diesem verbrachte er viel Zeit und half seinem Vater gerne bei der Gartenarbeit. Diese Leidenschaft blieb. Heute besitzt der Professor ein Haus mit grosser Obstwiese in Stuttgart. Seine Naturverbundenheit und Liebe zur Gartenarbeit gibt er heute wiederum an seinen Sohn weiter. Auch im Urlaub spielt das Draussensein eine grosse Rolle. Die Ferien verbringt die Familie auf der eigenen Finca. Der Professor schätzt «die Ruhe, die Abgeschlossenheit, die Natur, die Wiese, den Acker und das Bäume-Pflanzen» auf Mallorca.

## Von Hohenheim über Ohio zurück nach Stuttgart

Sein Studium begann Leibfried in Hohenheim und wohnte in dieser Zeit bei seinen Eltern. Er habe zunächst zwischen Wirtschaft und Jura geschwankt, sich dann aber für Ersteres entschieden, weil er entdeckte, dass «überall Wirtschaft drinsteckt». Neben dem Studium engagierte er sich im Studentenorchester und bei AIESEC. Hauptsächlich sei er aber ein karriereorientierter Student gewesen, habe viel gelernt und jede Möglichkeit für Praktika bei verschiedenen Wirtschaftsprüfungsgesellschaften genutzt. Dabei wurde er auch mit der zunehmenden Internationalisierung konfrontiert. «Ich habe mich gefragt, was das für mich und mein Fachgebiet ►

bedeutet», erzählt Leibfried. So stiess er auf sein jetziges Lehr- und Forschungsgebiet, die internationale Rechnungslegung, die damals noch ganz neu war und nur vereinzelt angewendet wurde. Er ergriff die Möglichkeit, sein Wissen in diesem Bereich zu vertiefen und seinem Fernweh nachzugeben, und bewarb sich für ein Stipendium für ein einjähriges Studium in den USA bei der namhaften Fullbright-Stiftung. Dieses verbrachte er dann an der Graduate School of Business der Kent State University in Ohio und erlangte dort einen MBA-Abschluss.

Der Schritt von zu Hause weg über den Ozean fiel ihm leicht: «Ich wollte einfach nur ins Ausland

## «Ich bin den Aufgaben hinterhergelaufen.»

und mich dieser Erfahrung aussetzen. Vielleicht, weil es vorher kein grosses Thema war.» Internationales Reisen war laut Leibfried sehr selten in seiner Kindheit. Das erste Mal sei er mit 18 in einem Flugzeug gesessen, Spanien habe er erstmals als Student gesehen. So entwickelte er den Wunsch, ins Ausland zu gehen. Aus Ohio brachte Leibfried viel



Wissen über internationale Rechnungslegung mit. Das war damals, wie er beschreibt, in Deutschland noch recht exotisch. Mit dieser speziellen Fachkompetenz gelang ihm der Berufseinstieg bei der Mittelstandsberatung Arthur Andersen – wieder daheim in Stuttgart. Drei Jahre arbeitete er dort, bis



ihm seine Lernkurve zu abgeflacht erschien. Eine Promotion habe er dann als «legitimes Instrument zur Neuorientierung» empfunden. Der Fokus lag nach wie vor auf der internationalen Rechnungslegung, weshalb er die HSG als Universität für seine Promotion hauptsächlich aussuchte, um diesen beizubehalten. Zeitgleich gründete er ausserdem mit ehemaligen Kommilitonen ein Unternehmen in Stuttgart, in dem er auch nach seiner Promotion noch einige Jahre arbeitete.

## Überraschend Professor

2005 erhielt Leibfried, abermals zurück in Stuttgart, einen Anruf aus St. Gallen: Sein ehemaliger Doktorvater bat ihn, als Professor für Rechnungswesen an die HSG zurückzukehren. Die Entscheidung sei ihm damals überhaupt nicht schwergefallen. Als Dekan haben sich seine Aufgaben bis heute stark verändert, neue Aufgabenfelder sind hinzugekommen. Ungefähr einen Tag pro Woche verbringe er jetzt zusätzlich mit «Dean-Sachen», also organisatorischen und personellen Angelegenheiten. Die Umgebung an der HSG, die Kombination aus smarten, motivierten Studenten und der bereichernden Arbeit gefallen ihm extrem gut. Er geniesst die grosse Freiheit und die hohe Sichtbarkeit, die unsere Universität bietet. Ein Angebot von einer anderen Universität würde er nicht annehmen, lacht er: «Ich habe zu meiner Frau gesagt: Das hier ist der erste Job, den ich machen könnte, bis ich in Rente gehe.»

Haus, Obstwiese, Familie und soziales Umfeld wollte der Professor dennoch nicht aufgeben. So entstand die heutige Situation mit Zweizimmerwohnung und dem wöchentlichen Pendeln. Das Schweifen in die Ferne und dann wiederum immer die Rückkehr in die Heimat ziehen sich durch Leibfrieds Lebenslauf. Immer wieder zurückzukehren sei aber nie eine bewusste Entscheidung gewesen: «Ich bin den Aufgaben hinterhergelaufen.» Er habe es aufgegeben, zu versuchen, seinen Lebensmittelpunkt immer mitzuverschieben, und pflege lieber bestehende Beziehungen.



Auch damals in den USA sei ihm bewusst gewesen, dass es nicht einfach sei, in der Fremde Fuss zu fassen. Die Entscheidung, aus Ohio wieder nach Stuttgart zurückzukehren, würde er heute wieder treffen. Dennoch konnte er aus seiner Multilokalität viel lernen. Die erste Zeit in den USA sei ihm damals zunächst schwergefallen – nicht wegen des Abschiedsschmerzes, sondern weil er sich in der Fremde «ständig sehr dumm» vorgekommen sei. Eine gute Erfahrung sei das dennoch, so der Professor, denn er wisse jetzt, dass man bereit sein müsse, sich dumm anzustellen, wenn man eine neue Aufgabe in Angriff nimmt.

Als Deutscher in der Schweiz fühlt sich Leibfried sehr wohl. «Die Schweizer sind den Deutschen

voraus, viel besser in der Lage, Ausländer aufzunehmen und viel internationaler ausgerichtet», findet er. In Stuttgart beschwerten sich manche über Ausländeranteile von 9 Prozent, die Schweiz dagegen komme mit 23 Prozent zurecht. Im schwäbischen Hinterland erlebe er manchmal Situationen, die er sich so in der Schweiz nicht vorstellen könnte. Einmal, als der Dekan und seine Frau mit ihrem aus Kolumbien stammenden Adoptivsohn unterwegs waren, kurbelte ein Autofahrer im Vorbeifahren das Fenster runter und fragte: «Ist das eurer?»

### Nehmen, was kommt

«Ich bin heute mit der Gesamtsituation unglaublich zufrieden», erzählt der Professor. In seinem Leben habe sich vieles einfach ergeben – sein Masterplan, nämlich nach dem Studium Steuerberater, Wirtschaftsprüfer und später Partner in einer kleinen Prüfungsgesellschaft zu werden, habe sich bereits ein halbes Jahr nach dem Berufseinstieg in Luft aufgelöst. Er habe sich stets an den Kunden, den Aufgaben und den Gelegenheiten orientiert. Sein Ziel sei es auch nie gewesen, Professor zu werden. Rückblickend sei es genau das Richtige gewesen, das Leben so zu nehmen, wie es kommt. Das bedeutet für Leibfried aber nicht, sich einfach treiben zu lassen. «Die wichtigste Tugend ist, zu nehmen, was kommt, und dann das Beste zu geben.» Doch solche Gelegenheiten müsse man mit Engagement und Aufmerksamkeit suchen. ■

*Fotos Luana Rossi*



**Geburtstag:** 10.01.1971 in Sindelfingen, Deutschland

**Hobbys:** Gartenarbeit auf der eigenen Obstwiese, Zeit mit der Familie verbringen

**Lieblingsmusik:** Bruce Springsteen, Bryan Adams, Chris de Burgh, Joshua Kadison

**Lieblingsbuch:** ein breites Spektrum an Zeitschriften

**Lieblingsort:** Regionen Stuttgart und Zürich, Mallorca

# Welche Quote würdest du einführen, wenn du könntest?

prisma hat nachgefragt...



## Linus Assessment

«Eine BWL-Bachelorquote, weil einfach jeder BWL studiert. Leider herrscht das Credo, dass dieser Studiengang der einzige Schlüssel zum Erfolg sei.»



## Alessandro Assessment

«Eine maximale Durchfallquote von 30 Prozent auf der Assessmentstufe. Dies würde das Leben der Assessmentstudenten um einiges erleichtern.»



## Faruk Bachelor BWL

«Ich bin grundsätzlich gegen Quoten. Die Welt würde auch so perfekt funktionieren.»



## Laura Master BI

«Eine Schönwetterquote in St. Gallen, weil es hier einfach immer regnet.»



**SIMONE BRUNNER**



**LUANA ROSSI**

Ressortleiterin  
**Menschen**  
Fotograf



**Min**  
**▲ Bachelor BWL**

«Eine ›Ich-nehm-mich-selber-nicht-zu-ernst‹-Quote. Viele Kommilitonen nehmen sich selber viel zu ernst und meiner Meinung nach ist dieses Verhalten einzugrenzen.»



**Luana**  
**▲ Assessment**

«Eine Sixpack-Quote bei den Drei Weihern würde während der Lernphase wenigstens ein paar Lichtblicke gewähren.»



**Laura**  
**▲ Bachelor BWL**

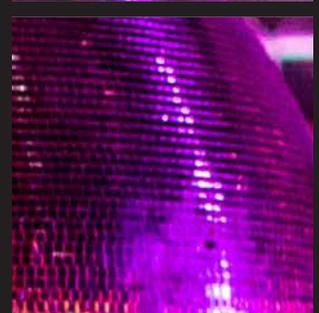
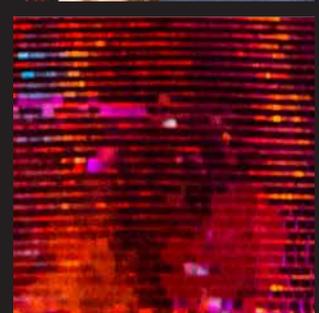
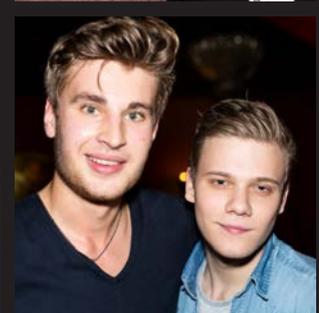
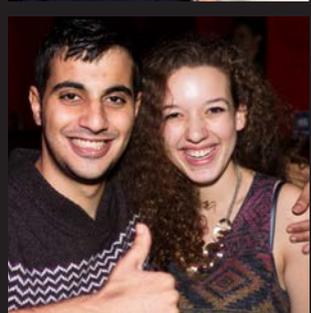
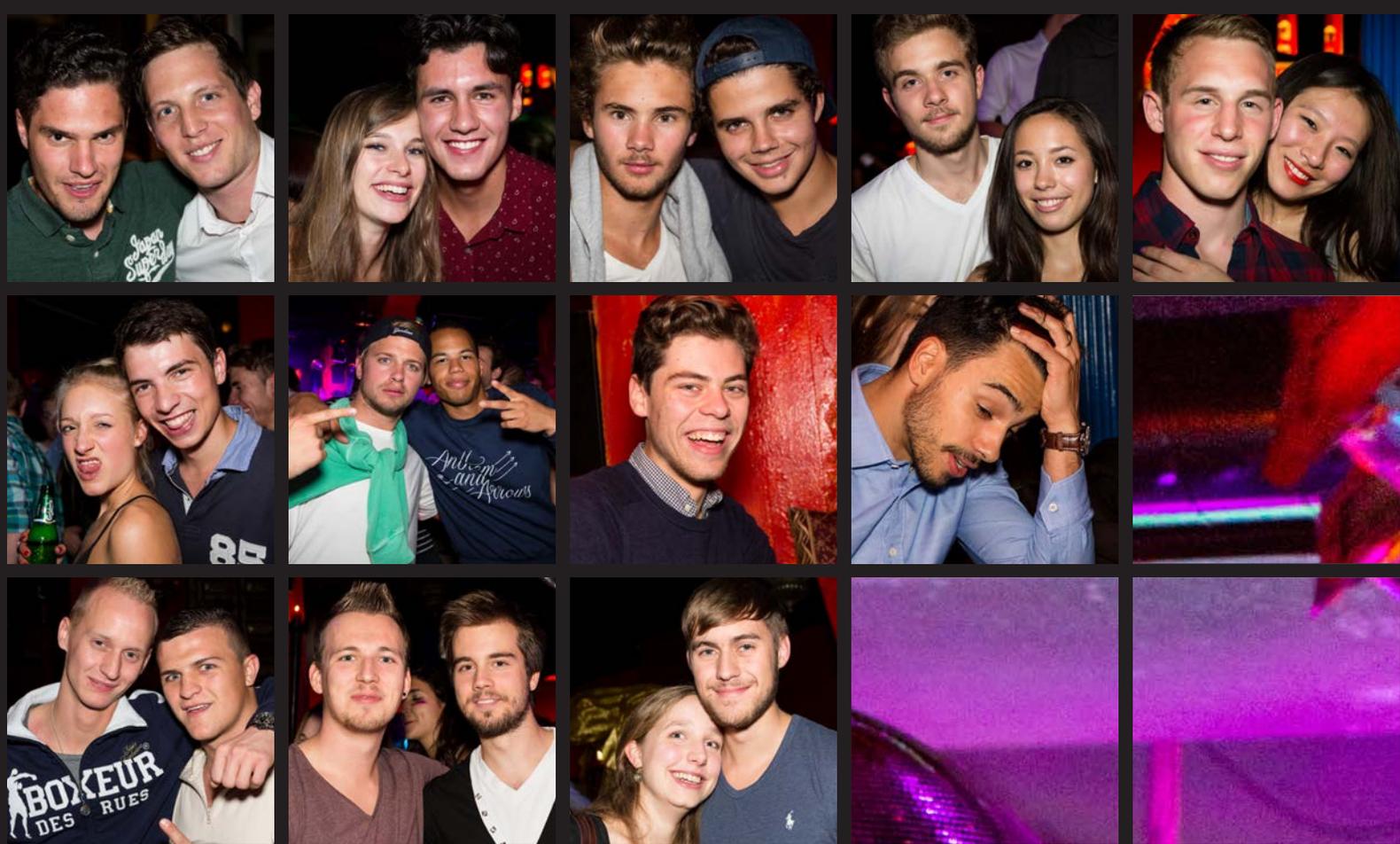
«Eine Gel-Quote für Männer. Ohne Gel in den Haaren sehen sie nämlich viel besser aus.»



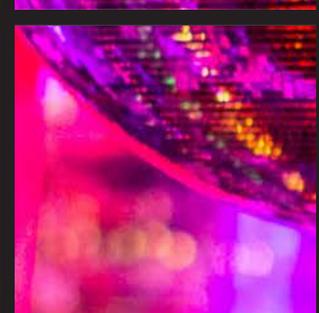
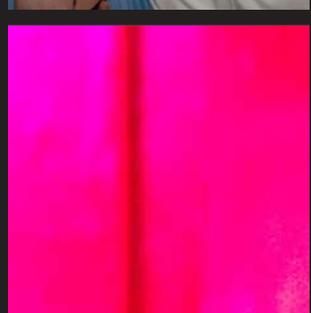
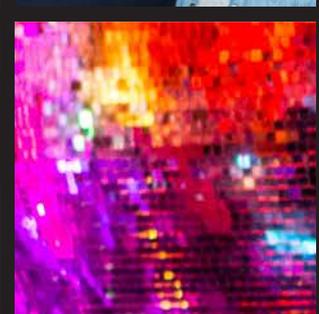
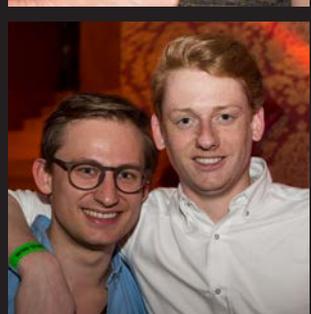
**Maurin**  
**▲ Bachelor BWL**

«Eine ›Discopumper‹-Quote im Krafraum. Mich würde interessieren, ob der Fitnesstrend mit der Gesundheit oder bloss mit Narzissmus und der Motivation, gut auszusehen, zusammenhängt. Mittels Quote könnte man den Anteil messen.»

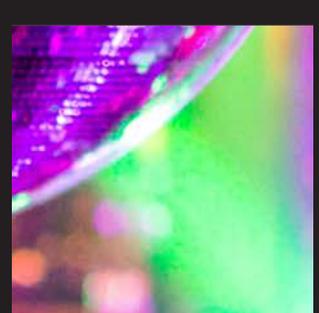




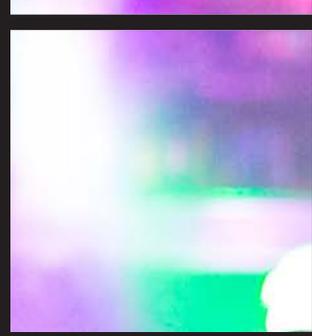
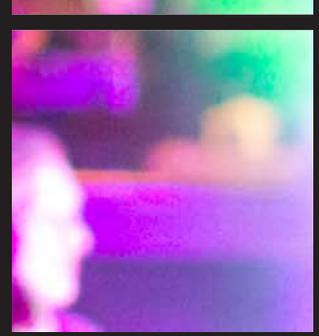
**Fotografin  
Livia  
Eichenberger**  
  
Alle Bilder online auf  
[www.prisma-hsg.ch](http://www.prisma-hsg.ch)



**Best of  
Party Pics**



**Next Students  
Party with prisma at  
Elephant Club**



**20.05.2015**

# «Ich übe oft im leeren Bus»

Als Gewinnerin der ersten Staffel «Die grössten Schweizer Talente» schaffte die damals 49-jährige Busfahrerin Maya Wirz den Sprung auf die grosse Bühne. prisma gewährt sie einen Einblick in ihre musikalische Karriere und ihre zukünftigen Pläne.

**Maya, im März 2011 wurdest du zum grössten Schweizer Talent gewählt. Was hat dich dazu veranlasst, an dieser Sendung teilzunehmen?**

Der ausschlaggebende Grund für meine Teilnahme war Susan Boyle, welche kurz zuvor die Sendung «Britain's Got Talent» gewonnen hatte. Diese Frau faszinierte mich, weil sie mich an mein eigenes Schicksal erinnerte. Auch ich wollte bereits als Kind auf die grosse Bühne. Es klappete jedoch lange nicht, sodass ich das Singen für eine Weile aufgab. Als ich dann die Geschichte um Susan Boyle mitverfolgte, dachte ich, dass es nie zu spät ist, egal wie alt man ist. Der Traum war immer noch in mir, wieso hätte ich es also nicht versuchen sollen?

**Wie ging es nach deinem Sieg weiter?**

Ich wurde über Nacht ins Showbusiness hineingeworfen. Ich wusste zwar, wie man auf der Bühne steht, der Rest aber war wirklich «learning by doing». Am Anfang wurde ich noch von einer Agentur begleitet, danach war ich auf mich alleine gestellt. Eine musikalische Karriere ist in der Schweiz wirklich schwierig, denn unsere Musikindustrie ist leider zu wenig ausgereift. Das ist der grosse Unterschied zu den USA. Nach meinem Sieg war unklar, in welche Richtung es mit mir gehen sollte. Ich sang klassisch, aber mein Verleger war eher auf Popmusik ausgerichtet. Wir nahmen ein Album auf, es passte jedoch nicht so ganz ins Konzept, so wollte ich mich nach kurzer Zeit anders orientieren und meinen eigenen Weg gehen.

**Was hat sich in deinem Leben seit deinem Sieg verändert, was ist gleich geblieben?**

Man kennt mich halt, gerade hier im Baselland, in der Region um Kaiseraugst. Hier ist meine Popularität sehr gross. Auch wenn ich mal anderswo im Zug sitze, werde ich oftmals verwundert angeschaut. Zudem ist die Aufmerksamkeit der Medien immer noch ein wenig präsent, was aber jetzt noch fehlt, ist meine neue CD. Gleich geblieben ist meine Anstellung als Busfahrerin zu 60 Prozent. Die meisten Sänger müssen neben ihren



SEVGI  
YUZULMÜS

Redaktion



musikalischen Tätigkeiten arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Manche arbeiten in der Werbebranche, andere unterrichten Musik, das ist bei jedem anders.

**Kannst du unseren Lesern bereits etwas mehr über dein neues Album verraten?**

Mit meinem neuen Album möchte ich zeigen, dass man mit einer klassischen Gesangsausbildung in jede Musikrichtung gehen kann, da sie eine gute Grundvoraussetzung darstellt. So wird es auf meiner neuen CD auch einige Poplieder zu hören geben. Ich arbeite bereits seit zwei Jahren an diesem Album und bin zurzeit mit den letzten drei Stücken beschäftigt. Dies nimmt sehr viel Zeit in Anspruch, weil ich einige Titel komponieren lasse.

Es ist zudem schwierig, Personen zu finden, die wissen, wie ein klassisches Orchester funktioniert, und gleichzeitig eine Ahnung von Popmusik haben. Die Kombination dieser beiden Richtungen ist wirklich sehr spannend und ich finde es falsch, wenn man stets behauptet, dass das eine nicht mit dem anderen vereinbar wäre. Mein Ziel wäre es wirklich, den Graben zwischen der klassischen und moderneren Musik zu verkleinern.

**Was machst du, um deine Stimme fit zu halten, beziehungsweise um sie weiterzuentwickeln?**

Ich singe nicht jeden Tag. Aufgrund der eher modernen Stücke meines neuen Albums versuche ich den klassischen Gesang etwas in den Hintergrund zu rücken. Für mich ist es eine Herausforderung, «normal» zu singen, weil sich der Kehlkopf und das Gaumensegel bei mir ganz auf den klassischen Gesang automatisiert haben. Ich übe vor allem im Kopf, indem ich mir Aufnahmen anhöre.

Wenn ich einzelne Passagen üben möchte, dann mache ich das oftmals im leeren Bus, wenn die Leute bereits ausgestiegen sind. Dies ist ganz praktisch, da ich mit dem Mikrofon und dem Lautsprecher im Bus üben kann.

**Du hast an deinem ersten Auftritt «O mio babbino caro» aus Puccinis Oper «Gianni Schicchi» gesungen. Warum hast du dich gerade für dieses Stück entschieden?**

Weil es jeder kennt. Ich brauchte ein Stück, welches dem breiten Publikum bekannt ist, damit es sie anspricht. Und schau dir mal an, was kennt das breite Publikum an Klassik noch? Es gibt Tausende gleichwertige oder gar interessantere Arien, aber «O mio babbino caro» ist halt den meisten Leuten durch Werbung und Filme bekannt.

**Was hast du sonst noch für Pläne für die Zukunft, was wäre dein grosser Traum?**

Ich werde im Herbst drei Konzerte aufführen und zwar in Meilen, Wangen und in Liestal. Die Mischung zwischen klassischen und modernen Stücken soll dort zum Vorschein kommen. Ich hoffe, dass diese Konzerte und mein neues Album bei den Leuten gut ankommen werden. Dieser eine grosse Traum wäre bei mir eine TV-Sendung mit einer riesigen Bühne, einem Chor, einem wunderschönen Orchester und einem Ballett. Ich bin eine Entertainerin. Ich würde mein Publikum liebend gerne mit meiner Musik unterhalten. Aber hierfür bräuchtest du einen Mega-Hit, mit dem du eine Masse anziehen könntest. Das zu erreichen, ist sehr schwierig. ■

*Foto Luana Rossi*

## Die Autorin und Maya Wirz

### Für prisma-Redaktorin Sevgi Yüzülmüs ist Maya Wirz ein musikalisches und persönliches Vorbild:

Das Singen ist auch meine grösste Leidenschaft. Als ich elf Jahre alt war, förderte meine Musiklehrerin mein Gesangstalent. Ich entwickelte mich in Richtung Pop- und Soulmusik. Werke von Sängerinnen wie Alicia Keys und Beyoncé begleiteten mich durch meine Teenagerjahre. An der Kantonsschule hatte ich erstmals die Gelegenheit, professionellen Gesangsunterricht zu nehmen. Ich war damals geschockt, als ich realisierte, dass dies nur im Rahmen einer klassischen Gesangsausbildung möglich war, und weigerte mich, die von meiner strengen Gesangslehrerin vorgegebenen Tonleitern zu üben. Mit der Zeit fesselte mich jedoch der klassische Gesang und ich lernte, dass in dieser Musik viel mehr steckte. Nach dem Schulabschluss war ich zunächst froh, dass ich nirgendwo mehr auftreten musste, und genoss es, nicht mehr jeden Tag üben zu müssen. Ich stellte jedoch schnell fest, dass mir irgendetwas fehlte.

Über einen Bekannten lernte ich vor rund einem Jahr meinen heutigen Gesangslehrer Ivan Konsulov kennen, der auch Maya Wirz unterrichtete. An unserem ersten Treffen stiess ich auf die Siegerin von «Die grössten Schweizer Talente» und viele weitere professionelle Sängerinnen. Damit er entscheiden konnte, ob er mich unterrichten würde, sollte ich ihm vorsingen – mittlerweile war ich schon einige Male bei ihm. Neben allen musikalischen Inputs entdeckte ich zugleich meine Leidenschaft zum Singen wieder und mir wurde klar, dass ich nie mehr damit aufhören möchte. Was mich an Persönlichkeiten wie Ivan und Maya Wirz besonders beeindruckt, ist die Art und Weise, mit der sie ihr Talent pflegen und stets weiterentwickeln, was mich dazu veranlasst, dasselbe zu tun. ■

# «I am more than my circumstances»

Mehr als 600 Leute sitzen und stehen an einem verregneten Freitagmorgen in der Aula und lauschen den Worten eines jungen Mannes, der einst loszog, um die weite Welt zu erobern: Omid Scheybani, Eröffnungsredner des Start Summits 2015.

*Omid, du kommst aus der bayrischen Provinz und bist via European Business School (EBS) zu Google nach San Francisco gegangen – ein Werdegang, von dem auch viele HSG-Studenten träumen. Wie hast du diesen Aufstieg erlebt?*

Es hatte stets damit zu tun, dass ich als Mensch immer mehr machen wollte, als es die Bedingungen, denen ich ausgesetzt war, erlaubten. Ich glaube, diese Haltung ist sehr stark in mir verankert. Um es auf Englisch auszudrücken: «I don't want to be defined by my circumstances – I am more than the sum of my circumstances.» Das war dann auch der Grund, warum ich mir gesagt habe: Ich möchte international studieren. So bin ich auf den Geschmack gekommen und habe gemerkt, dass ich auch in diesem Umfeld arbeiten möchte. Grundsätzlich wollte ich mir vor allem selbst zeigen, dass ich mehr bin als nur jemand, der im ländlichen Bayern aufgewachsen ist. Die Welt hat nun mal so viel mehr zu bieten.

*Hast du ein paar Tipps für Studenten, die später mal beruflich in ein internationales Setting gehen wollen?*

Ich empfehle allen Studenten, so viel Kontakt mit Austauschstudenten wie möglich zu haben. Es ist unglaublich, wie viel Kontakt ich heute noch mit den Kommilitonen habe, mit denen ich damals an der EBS studiert habe. Die helfen mir natürlich, wenn es darum geht, Möglichkeiten im Ausland zu finden. Ich glaube, generell sollte man auf alle Fälle ein Auslandssemester machen und dann entweder im Inland einen Job finden, bei dem viel Reisen angebracht ist, oder einfach den Mut haben, etwas ausserhalb zu suchen. Viele Leute trauen sich einfach nicht, aber es gibt wirklich massenhaft Möglichkeiten, die einem erlauben, im Ausland zu arbeiten, zu leben und zu reisen.

Ich musste nicht lange suchen, teilweise sind mir diese Möglichkeiten auch in den Schoss gefallen, aber ich bin mir sicher, wenn ich gesucht hätte, hätte ich diese Chancen genauso gut gefunden.

*Auf deiner Webseite schreibst du, dein berufliches Ziel sei es, Gesellschaften – besonders in aufstrebenden Märkten – zu verändern, indem du disruptive Technologien einbringst. Letztes Jahr warst du für Google viel in Lateinamerika unterwegs. Hast du das Gefühl, dort tatsächlich durch deine Arbeit etwas zu verändern?*

Ja, ich denke mit den regionalen Vertriebspartnerschaften, die wir abgeschlossen haben, haben wir es geschafft, unsere B2B-Produkte (Anm. d. Red.: Produkte wie «Google Apps for Work») an den Markt und an den Endkonsumenten zu bringen. Ich glaube wirklich, dass wir jedem Unternehmen, das neu Gmail anstelle eines mit Spam überladenen E-Mail-Services nutzt, einen effizienteren und somit besseren Arbeitstag ermöglichen. Wenn wir jedem Einzelnen einen reibungslos funktionierenden und zweckmässigen E-Mail-Service anbieten können, generieren wir einen Mehrwert für das Land, die Wirtschaft und das Individuum.

*Die prisma-Ausgabe steht im Zeichen der Quote. Hitzig geführt wird in diesem Kontext die Debatte über die Einführung von Frauenquoten. Was ist dein Standpunkt bezüglich dieser Thematik?*

Ein ausgeglichener Frauenanteil ist von grosser Bedeutung, weil Diversität so unglaublich wichtig ist! Gleichberechtigung ist etwas, woran ich fest glaube und wofür ich mich auch einsetze. Ich glaube aber auch, dass es wichtig ist, Bewerber basierend auf ihren Qualifikationen und nicht aufgrund ihres Geschlechts anzustellen. Meiner Meinung nach liegt die Lösung nicht in der Einführung von Frauenquoten, sondern bei effektiver Gleichberechtigung. Frauen sollten von Beginn an die gleichen Chancen haben, eine Stelle zu erhalten. ■

Foto zvg



MORITZ HAEGI

Ressortleiter  
Aktuell



# SHSG im Rückblick

Ende Mai ist es wieder soweit: Ein neuer Vorstand übernimmt das Zepher im Studentenschaftshaus. Aus diesem Anlass ergreifen zwei ehemalige SHSG-Präsidenten, die heute im öffentlichen Fokus stehen, das Wort.

## Sascha Spoun: In einer Linie



Foto prisma Archiv

Die Studentenschaft der HSG zeichnet etwas charmant Konstantes aus: Wenn ich zu meiner Zeit im Vorstand von 1992 bis 1994 mit Alumnae und Alumni gesprochen hatte, genauso wie wenn ich heute mit nachfolgenden Generationen spreche, so geht es um die Institution HSG, der sich so viele verbunden fühlen, Feste und Feiern, die viele Erinnerungen prägen, sowie das Studium, das zwar anspruchsvoll sein darf, aber nicht unnötige Arbeit machen oder ungerecht oder altmodisch sein sollte. Die HSG-Studierenden scheinen sich ihrer selbst bewusst zu sein. Ähnliches verbindet die Generationen.

Damals stand gerade die zweite Welle der IT-Revolutionen an, nachdem ein IT-Package Ende der 1980er-Jahre eine der Besonderheiten im HSG-Grundstudium war, mit der Umstellung auf Lotus Notes 1992. Die HSG gehörte zu den ersten Unis überhaupt, die eine solche IT-Umgebung für alle Institute und Studierenden anbot, die SHSG war eine der Pilotinstitutionen. Eine neue Art der Kommunikation nicht nur innerhalb der HSG, sondern weltweit, hatte begonnen. Die ersten Webseiten wurden online gestellt. Viele Schritte folgten seither, insbesondere das

Bidding-System ab 2002 im Zuge der Neukonzeption der Lehre sowie Generationen von Lernplattformen (zum Beispiel das Studynet). Universitätsübergreifende Lernsysteme (MOOCs und nachfolgende Entwicklungen) werden in Zukunft die reale HSG-Welt immer stärker virtuell ergänzen.

Nicht nur die Digitalisierung, auch die Internationalisierung entwickelte sich dynamisch. Das Ressort International war schon Anfang der 1990er-Jahre das grösste und die «study tours» legendär, die HSG neu im CEMS-Netzwerk dabei und Professor Heinz Hauser überzeugt, sein Thema der «Aussenwirtschaft» auch auf die Universitätsentwicklung zu übertragen, indem er das Netz der Partnerunis immer enger knüpfte. Die Studentenschaft unterstützte dies durch die dauerhafte Anmietung eines Wohn- und Aufenthalts Hauses in der Dufourstrasse und den Bau eines solchen in der Langgasse. Ein gutes Investment aus dem Sozialfonds, womit wir viele dazu gewinnen konnten.

Das «Weissenstein» als studentisches Café mussten wir 1992 schliessen, unter anderem weil der Eigentümer umbauen wollte. Optionen auf Nachfolgen mussten verworfen werden, weil sie zu wenig attraktiv waren. Schade war, dass wir das Haus mit dem Restaurant Wienerberg nicht kaufen konnten. Ein Mittelpunkt der Arbeit und Höhepunkt des Jahres war der Hochschulball jeweils am Abend des Dies academicus, der zusammen mit vielen Vereinen und Verbindungen, der Ballkommission und Sponsoren gestaltet wurde und jedes Jahr einen beachtlichen Überschuss erzielte. Aus den Vorständen 1992/93 und 1993/94 sind weitere Aktive hervorgegangen, unmittelbar Roger Jann, mein Nachfolger als Präsident, genauso wie Peter Hogenkamp im Anschluss, der dann auch die HSG Alumni mit aufgebaut hat. So verbinden uns und Weitere heute nicht nur die HSG als Alma mater, sondern auch viele geteilte Erinnerungen und Erfahrungen, die eben das Besondere ausmachen. Übrigens, damals liefen noch unter dem Rektorat von Rolf ▶

Dubs wegen des Aufkommens der Fachhochschulen die Diskussionen um die Benennung der HSG: von Hochschule St. Gallen zu Universität St. Gallen (HSG), einerseits um Universität als Institutionenbezeichnung zu führen, andererseits um die bekannte Marke und Abkürzung HSG zu erhalten. Die HSG ist sich seither treu geblieben. ■

## Peter Hogenkamp: «Serviceorganisation für Studierende»



Foto zvg

Wer über die Studentenschaft der HSG mit Kommilitonen von anderen Unis spricht, läuft Gefahr, aneinander vorbeizureden. «Für welche Partei kandidierst du denn?», wird man gefragt, oder was die politischen Ziele seien. An der HSG läuft das etwas anders, habe ich jeweils gesagt. Natürlich ist die Studentenschaft auch die politische Vertretung der Studierenden, aber mindestens ebenso sieht sie sich als Serviceorganisation für Studierende (so überschrieben wir auch den Artikel zu unserem Vorstandsjahr in der damaligen «HSG-Information»), die ihren Mitgliedern das Leben an der Uni etwas angenehmer machen will.

Zu diesem Anderssein gehörte immer der freundliche Grundton zwischen Studierenden, Dozierenden und dem Rektorat, in meinem Jahr mit dem leider inzwischen verstorbenen Rektor Georges Fischer. Es gehört zur Gründungslegende des uns freundschaftlich verbundenen «ISC», welches das heutige St. Gallen Symposium organisiert, dass man kurz nach 1968 steinewerfenden Kommilitonen an anderen Unis den konstruktiven Dialog entgegensetzen wollte. Dieser Geist durchweht seitdem wohl durchgängig die studentischen Aktivitäten.

Um die meisten Ämter in der Studentenschaft gab es damals nur selten Kampfwahlen,

aber Ausnahmen bestätigen die Regel: In unserem Wahljahr 1995 traten zum einzigen Mal in der von mir miterlebten Zeit zwei komplette Siebenerteams zu den Vorstandswahlen an: unser Team gegen das meines Kommilitonen Emanuel David Haldi. Wir durften uns über das Vertrauen der Mehrheit freuen.

Die genannten Kollegen vom ISC unterstützten uns, indem sie mit der riesigen im HSG-Keller aufgebauten Druckstrasse des Sponsors Xerox unsere professionell gelayoutete 14-seitige Wahlkampfbrochure druckten. Sie hatten gerade noch etwas orangefarbenen A4-Karton herumliegen, den wir als Umschlag verwendeten. Orange wurde so eher zufällig die «Corporate Color» für unser Vorstandsjahr.

Auch dieser Anspruch an die eigene Professionalität ist ein Merkmal studentischen Engagements an der HSG: Man will zeigen, dass man bei den Grossen mitspielen kann. Manche Auswüchse davon, etwa, dass ich vor jeder offiziellen Uni-Sitzung schnell nach Hause lief, um mit Anzug und Krawatte (sowie «just in time» gebügelm Hemd) zu erscheinen, muten mir in der Rückschau etwas übertrieben an, aber sie dokumentierten neben dem genannten Anspruch auch den Respekt vor der Institution. Mein Lieblingsbeispiel für die Kultur an der HSG ist, dass ihre Studierenden in einer Konsultativabstimmung 1997 sogar für eine freiwillige Erhöhung der Studiengebühren votierten, für mich ein Spiegelbild der direkten Demokratie.

Eine Herausforderung für jede studentische Organisation ist die Sicherung der Kontinuität. Durch meine spätere Tätigkeit als Geschäftsführer von HSG Alumni konnte ich die Entwicklung der Studentenschaft über ein ganzes Jahrzehnt beobachten. In meinem Vorstandsjahr 1995/96 luden wir uns ein grosses Programm auf, etwa mit der Einführung des Mentorenprogramms, das heute in die Startwoche übergegangen ist, und viele fragten: Ist das nicht zu viel für eure Nachfolger? Wenn ich mir 20 Jahre später die Studentenschaft anschau, stelle ich erfreut fest, dass das Grundprinzip «Serviceorganisation für Studierende» sogar noch deutlich ausgebaut wurde und der Vorstand sich, auch durch den neuen Zuschnitt der Ressorts und die deutliche Erweiterung der Teams, weiterhin sehr gut aufgestellt zeigt. ■

*Konzept Adrian Gottwald*

**Sascha Spoun** ist Präsident der Leuphana Universität Lüneburg und Gastprofessor an der Universität St. Gallen. Während seiner Studienzeit hatte er zwei Jahre (1992 bis 1994) das Amt des SHSG-Präsidenten inne, wo er unter anderem die Studentenwohnheime errichtete sowie den Mentoring-Preis erschuf.

**Peter Hogenkamp** studierte von Herbst 1990 bis Frühling 1996 an der HSG und war von 1998 bis 2000 erster Geschäftsführer von HSG Alumni. Heute ist er CEO eines Start-ups, das die Aggregator-App «Niuws» betreibt. Zuvor sass er eineinhalb Jahre in der Geschäftsleitung der NZZ.



# Jahresrückblick des Studentenparlaments

**Hitzige Debatten auf sozialen Netzwerken, prominente Antragsteller und Projekte mit Budgets im fünfstelligen Bereich – langweilig wird es im Studentenparlament nicht.**

In der ersten Parlamentssitzung wusste noch niemand, was dieses Jahr alles auf uns zukommt, und doch gab es vieles zu besprechen. Im Herbst 2014 wurde zum Beispiel eines der wichtigsten und langfristigen Projekte der Studentenschaft angestossen: die Innovation der Lehre an der HSG. Es sollte Schluss sein mit kurzfristigem Bulimie-Lernen. Denn was wissen wir noch, wenn wir die HSG verlassen? Bestimmt nicht mehr, wie das IS-LM-Modell funktioniert. Deswegen haben wir im StuPa beschlossen, dass der Vorstand sich bei der Unileitung für ein intensives Lernen und bessere Prüfungsformen einsetzen soll. Wir fanden uns mit Professoren zum Brainstorming bei einem gemeinsamen Frühstück im adhoc

**«Parlamentsmitglieder erhalten viele Insiderinformationen, die dem Amt die Würze geben.»**

zusammen und entwickelten einen Ideenkatalog, den ihr auf der MyUniSG-Homepage finden könnt. Die Umsetzung ist natürlich ein langfristiges Projekt und es gilt noch vieles mit viel Einsatz zu bewegen.

Zurück im Parlament: Besonders grosse Anträge auf finanzielle Unterstützung kamen dieses Jahr vom HSG Ball (30'000 Franken) sowie vom Start Summit (15'000 Franken). Manche Stimmen forderten die Bewilligung, aber natürlich wurden auch Gegenstimmen laut: Die Anlässe kämen nur einer begrenzten Anzahl Studierender zugute und überhaupt werde das StuPa vor eine «too-big-to-fail»-Problematik gestellt. Wenn das StuPa sich gegen eine finanzielle Hilfe ausgesprochen hätte, hätten der HSG Ball und der Start Summit möglicherweise nicht stattfinden können. Die einzelnen Parlamentarier tragen mit ihren Voten also enorme Verantwortung.

Neben diesen Anstrengungen verblasst, was ursprünglich nur als redaktionelle Änderung zur Diskussion gestellt wurde und von den Medien zu einem sprichwörtlichen Elefanten aufgeblasen wurde. Das Parlament liess sich damals auch nicht auf eine aussichtslose Diskussion über «Studierendenschaft» oder «Studentenschaft» ein, sondern trug dem Vorstand auf, ein Positionspapier zur gendergerechten Sprache zu entwerfen. Das ganze Thema wurde weniger heiss gegessen, als es von manchen Skandalschreibern gekocht wurde.

Jetzt aber mal ganz konkret: Was macht ein Parlamentarier oder eine Parlamentarierin eigentlich? Als Parlamentsmitglied nimmt man an drei bis vier StuPa-Sitzungen im Semester teil. Daneben gibt es verschiedene Kommissionen, zum Beispiel die Finanzkommission, die die interne Revision der Rechnung der Studentenschaft und ihrer Initiativen durchführt. Durch den Einsitz in universitäre Gremien und in Sitzungen mit der Universitätsleitung kann man grossen Einfluss nehmen und die Interessen der Studierenden vertreten. Parlamentsmitglieder können so Kontakte knüpfen und erhalten vor allem viele Insiderinformationen, die dem Amt erst wirklich die Würze geben.

Als Gesamtes ist das Studentenparlament für die strategische Richtung der Studentenschaft zuständig. Es legt die universitätspolitische Meinung fest, deren Umsetzung dann dem Vorstand aufgetragen wird. Finanzielle Anträge, die bestimmte Schwellenwerte von 5'000, beziehungsweise 10'000 Franken übersteigen, müssen ebenfalls von einer Mehrheit der Parlamentsmitglieder gutgeheissen werden.

Wenn du besondere Motivation zeigen möchtest, kannst du dich ausserdem in das StuPa-Präsidium wählen lassen – als Präsident, Vizepräsident oder Aktuar. Ist dein Interesse geweckt? Dann bewirb dich nächstes Semester als Programmvertreter für deinen Studiengang. ■

*Text Jannik Burth und Anastasia Bebeshti*

# Wie wollen wir gelernt haben?

**Was hat uns die HSG mit auf den Weg zu geben? Die klassischen Vorlesungen werden für viele Studierende zwar immer weniger attraktiv, doch es ist genau die Qualität des Kontaktstudiums, welche eine gute Universität ausmachen sollte.**

Sind wir ehrlich, mit einem Abschluss der Universität St.Gallen stehen einem sehr viele Türen offen. Meist ist man im Konkurrenzkampf um das Praktikum oder den favorisierten Job gar noch etwas besser gestellt als viele, die dasselbe an einer anderen Universität oder Fachhochschule studiert haben. Immer wieder wird bestätigt: Ein Abschluss von der HSG wird von den meisten Unternehmen seit vielen Jahren hoch geschätzt. Doch was macht die Universität St.Gallen eigentlich richtig, dass ihr so ein guter Ruf vorauseilt?

Sicher ist nicht wegzudiskutieren, dass die HSG über viele grossartige Professorinnen und Professoren verfügt, welche mit ihrer Forschung zum Renommee der Uni und den regelmässigen Top-Rankings verschiedener Programme beitragen. Dass sich die Universität Jahr für Jahr wieder als eine der besten Business Schools Europas brüsten kann, liegt – und dessen muss man sich bewusst sein – zu einem grossen Teil an genau dieser Forschung. Auch aus Sicht der Studierenden spielen diese von aussen wahrgenommenen Argumente eine wichtige Rolle, sobald sie sich irgendwo bewerben: Die Marke HSG verkauft sich gut, gerade auch wegen dieser Rankings. Dennoch sagt eine gute Forschung noch nichts darüber aus, wie gut an derselben Uni gelehrt wird und wie gut die Absolventinnen und Absolventen tatsächlich ausgebildet sind. Worauf es am Ende des Tages ankommt, ist nicht das Papier, welches einem den erfolgreichen Abschluss bestätigt, sondern vor allem das, was man an der Universität gelernt hat. Und trotz der offensichtlichen Erfolge auf dem Arbeitsmarkt drängt sich aus genau diesen Gründen die Frage auf, wie gut an der Uni St.Gallen tatsächlich gelehrt wird.

## Forschung konkurrenziert Lehre

Die HSG lässt also einen Zusammenhang vermuten zwischen guter Forschung und der Qualität der Absolvierenden. Doch in näherer Betrachtung handelt es sich um konkurrierende Elemente, denn sowohl Forschung als auch Lehre sind teuer und zeitaufwändig und sollen nach dem Gebot der

forschungsnahen Lehre auch noch von denselben Leuten praktiziert werden. Dieser Interessenkonflikt äussert sich sowohl dann, wenn es um die Verteilung der finanziellen Mittel geht, als auch bei der zeitlichen Allokation der Dozenten. Während der letzten zwölf Jahre lag der Fokus der Universität ganz klar bei der Forschung, wobei die Fortschritte, die in diesem Gebiet erzielt wurden, in der Tat beeindruckend sind. Dabei ist jedoch die Weiterentwicklung der Lehre klar in den Hintergrund gerückt und kaum vorangetrieben worden.

Noch mehr drängt sich also die Frage auf, was den HSG-Abschluss tatsächlich auszeichnet. Zuallererst ist die Selektion bei der Aufnahme von ausländischen Studierenden respektive durch das berüchtigte Assessmentjahr ein starkes Mittel, um die leistungsfähigsten Studierenden aus dem grossen Pool aller späteren Arbeitsmarktteilnehmenden herauszufiltern. Gerade die Studierenden, welche sich im Konkurrenzkampf durchsetzen können, werden sich mit grosser Wahrscheinlichkeit auch später im Berufsleben entsprechend zurechtfinden.

## Selektion ist nicht genug

Es liegt jedoch auf der Hand, dass wir noch kein Zeugnis einer besseren Lehre vorfinden, wenn es nur ein verhältnismässig kleiner Teil durch die Prüfungen schafft. Selektion mag ein probates Mittel sein, um ein gewisses Niveau aufrecht zu erhalten, darf jedoch keinesfalls das Rezept einer Universität sein, sich als gute Ausbilderin darzustellen. Was eine gute Ausbilderin denn ausmachen sollte, ist schlicht und einfach die «gute Lehre». Doch was ist das überhaupt?

Gute universitäre Lehre sollte nicht nur die Vermittlung von Wissen sein, sondern auch die Auseinandersetzung damit schulen. Damit verbunden ist die Bildung von verantwortungsvollen Menschen anstatt der blossen Ausbildung von zukünftigen Funktionsträgern, genauso wie die Vermittlung von Verantwortung gegenüber Wirtschaft und Gesellschaft. Das oberflächliche

Büffeln von Folieninhalten, seitenweisen Zusammenfassungen und Hunderten von Kärtchen, alles um schliesslich möglichst das gesamte angehäufte Wissen innerhalb von zwei Stunden im Januar oder Juni wieder auszuspuken, das darf nicht das Ziel sein!

### Schöpferisch tätig sein

Selbstverständlich braucht es Grundlagenwissen, Lehrbücher und Texte. Was dabei jedoch mehr Beachtung finden sollte, ist eine aktive Auseinandersetzung mit diesen Inhalten und die viel gelobte und doch zu wenig praktizierte Reflexion, welche unsere Universität als Denkplatz ausmacht. Viele Studierende geben an, dann am meisten zu lernen, wenn sie die gelernten Inhalte auf eine konkrete Aufgabe anwenden müssen, indem sie selbst schöpferisch tätig werden und Resultate in Form von Artikeln, Fallstudien oder Präsentationen generieren. Dass diese Art von Prüfungsform heute zu wenig genutzt wird, hat eine konkrete Ursache: den Aufwand, den sie den Dozierenden und Assistierenden verursacht. Während die Korrektur eines Papers in einem Kurs von 50 Leuten bereits respektabel ist, ist sie bei den beschränkten Kapazitäten in einer Veranstaltung mit 200 Teilnehmenden quasi unmöglich. Wir identifizieren also den Faktor der hohen Anzahl Studierender als Herausforderung an die hiesige Lehre.

### Bestehen im digitalen Zeitalter

Ebenfalls Innovation notwendig macht die zunehmende Digitalisierung. Jede Universität muss sich gezwungenermassen die Frage stellen, welchen Mehrwert die Anwesenheit in Vorlesungen im Zeitalter des beinahe uneingeschränkten Zugangs zu Wissen noch bietet. Die HSG als Campusuniversität hat den Vorteil, dass sie eine starke Identität und ein ausgeprägtes studentisches Engagement fördert. Es wäre jedoch naiv zu glauben, dass das klassische Kontaktstudium einzig aufgrund dieser kulturellen Elemente mit einer sich rasant entwickelnden digitalisierten Konkurrenz mithalten könnte.

Selbstverständlich ist an der HSG in der Lehre auch vieles gut. Die starke Praxisorientierung und die anstehende Reform des Kontextstudiums geben Raum für Hoffnung. Dennoch fehlen vielfach die wertschaffenden und nicht ersetzbaren Elemente dessen, was man als den USP des sinnvoll genutzten Kontakts verstehen könnte: Diskussion, dadurch angeregte Reflexion, Austausch zwischen Studierenden und Dozenten und – vor allem – Feedback. Denn es sind genau diese Elemente, welche weder im Internet noch in Büchern vermittelt werden können und den Vorlesungsbesuch attraktiv machen. Es ist die nie endende Aufgabe der Studentenschaft, das Interesse der Studierenden bei unserem wichtigsten Gut stark zu vertreten. Feedback, Diskussion und Reflexion, das sind die Stichworte, die wir uns auf die Fahne schreiben sollten. ■

*Text Shin Szedlak und Samuel Brülisauer*



# Eine Reise durch die Schweiz

**Diesen April entdeckten Studierende aus aller Welt mit ihren HSG-Buddies die Schönheit der Schweiz, den Schnee, «Lo & Leduc» und die hochentwickelten Schweizer Transportsysteme.**

Das Ressort International, eine Initiative der Studentenschaft, organisiert jedes Jahr verschiedene Projekte mit ausländischen Partneruniversitäten. Ziel ist es, Kultur, Wirtschaft, Ökologie und Politik der jeweiligen Länder besser kennenzulernen, aber auch den ausländischen Gaststudenten die Schweiz in all ihren Facetten näherzubringen. Im April durften wir die ersten Austauschstudenten in der Schweiz willkommen heissen, welche in den darauffolgenden Tagen lernten, dass sowohl das Land von Heidi als auch die HSG mehr sind, als die Klischees vermuten lassen.

Es ist das, was uns alltäglich und normal scheint, was für unsere Gäste neu ist und sie beeindruckt. Nicht unser Käse, die Schokolade

ständig wahrnehmen, offenbart sich durch die Augen unserer Gäste eine andere Welt.

Der Weg, um die Seele der Schweiz – das, was sie ausmacht, bewegt und beunruhigt – zu ergründen, verläuft über den persönlichen Kontakt und beim Bereisen der Schweiz. Davon sind wir vom Ressort International überzeugt. Man stelle sich also zwanzig Kolumbianer vor und setze diese zu zwanzig Schweizern in einen Bus oder Zug – in Basel auch gerne ins «Drämmli» – und staune, was dabei herauskommt: lautes Schnattern, Singen und Tanzen, durchsetzt von karibischen Rhythmen und Gesprächsgesang vom Schweizer Rap-Duo Lo & Leduc.

Viel wurde über die Schweizer und ihren kleinen Marotten gestaunt und immer wieder wurde erwähnt, wie beeindruckend das ganze Verkehrsnetz der Schweiz ausgebaut ist und dass angeblich so wenige hier das Auto benutzen, was bei den Kolumbianern, wo man verkehrspolitisch bedingt gleich mehrere Autos erwerben muss, um jeden Tag fahren zu können, für grosse Augen sorgte.

Auch die UNO in Genf, das Bundeshaus in Bern und verschiedene Besuche in Gross- und Kleinunternehmen der Schweiz gaben Einblicke in das, was die Schweiz ausmacht.

«Ich habe das Gefühl, in einer Blase gelebt zu haben, in welcher ich mich zufrieden und glücklich schätzte. Dieser Trip hat mir so viel an neuen Sichtweisen vermittelt, welche ich nun in mein Heimatland mitnehmen darf», teilte uns eine kolumbianische Gaststudentin mit.

Zehn Tage reichen bestimmt nicht aus, um aus Gaststudierenden echte Kenner der Schweizer Kultur zu machen, aber man hat dafür gesorgt, dass zwanzig Menschen für eine kurze Zeit die Welt aus einem anderen Blickwinkel gesehen haben. Im Gegenzug dürfen wir, Schweizer an der HSG, uns auf eine unvergessliche Reise in die weite Ferne gefasst machen. Ressort International – the trip of your lifetime! ■

*Text Dardan Zeqiri / Foto Livia Eichenberger*



oder das selbstgebraute Bier beeindruckt die Gaststudenten. Diese ersten Assoziationen haben sie schon länger hinter sich gelassen. Dem Kern der hiesigen Kultur begegnen sie vielmehr auf den Strassen oder eben auf den Schienen: minutiös pünktliche und saubere Züge, anhaltende Busse an Zebrasteifen und penibel saubere Strassen. In vielem, was wir als selbstver-

# Agenda

Donnerstag bis Samstag

# 14-16

Mai



## Climate Change Conference Model UNFCCC

Dieses Jahr findet zum ersten Mal die Climate Change Conference Model UNFCCC in St.Gallen statt. Dies ist eine zweieinhalb-tägige Veranstaltung vom 14. bis 16. Mai, an der wir den UNFCCC simulieren. Dabei werden rund 140 CEMS-Studierende von sieben europäischen CEMS-Universitäten nach St.Gallen kommen (mit dem Zug). Die Idee ist, dass der Kurs an sämtlichen Universitäten gleichzeitig gegeben wird. Jeder Student kriegt alleine oder in einer Gruppe ein Land oder eine NGO zugeteilt, welche(s) er in den Negotiations vertreten soll. Am Schluss wird im Plenum während zwei Tagen versucht, eine Einigung zwischen den Parteien zu finden. Die teilnehmenden Universitäten sind: Bocconi (Mailand), Corvinus (Budapest), ESADE (Barcelona), Köln, WU (Wien), RSM (Rotterdam) und St. Gallen.

Ort: St. Gallen

Montag bis Mittwoch

# 18-20

Mai



## Macbeth von William Shakespeare

Das Studententheater der Universität St.Gallen führt von 18. bis 20. Mai William Shakespeares Klassiker «Macbeth» im Figurentheater St.Gallen auf. Türöffnung ist 19.30 Uhr, die Aufführung beginnt um 20.00 Uhr.

Ort: Figurentheater St.Gallen  
Zeit: 20.00 Uhr

Donnerstag

# 21

Mai



## MSC BBQ

We warmly invite all of you to celebrate the end of the semester and the end of our MSC master graduates' exams in a relaxing atmosphere.

With a breathtaking view over St.Gallen, the barbecue offers the perfect cozy setting to reminisce about the memories made at the university during the last semester(s) and to share a last wonderful evening filled with laughter and delicious food.

You can buy the tickets at our ticket booth in the B-foyer from 11 May until 13 May.

Ort: Drei Weihern  
Zeit: 19.00 Uhr

Dienstag

# 19

Mai



## Generalversammlung

Wir laden euch herzlich zu unserer Generalversammlung mit anschliessendem Abendessen ein und lassen zusammen den Abend ausklingen. Mehr Infos findest du auf unserer Homepage [elsa-stgallen.org](http://elsa-stgallen.org) oder auf unserer Facebookpage.

Ort: Raum 09-012  
Zeit: 18.15 Uhr

**22. Mai**  
**Semesterschluss**



# prisma empfiehlt wir testen und bewerten

Für Passiv-Aggressive

Für Hilfsbereite

Für Nostalgiker

Für Suchende

## Homepage: Let Me Google That For You

### Infos für eure wissensdurstigen Freunde

Wir leben im 21. Jahrhundert. Da ist es natürlich äusserst schwierig, an Informationen zu kommen. Man stelle sich das mal vor: Für eine Arbeit war mein Mitbewohner auf der Suche nach den Jahresumsätzen einer bestimmten Firma. Er fragte mich, ob ich ihm weiterhelfen könne. Ich schickte also meine Brieftaube Roland los nach Zürich, damit Roland die Zahlen bei meinem Brieffreund abholen kann, der bei besagter Firma arbeitet. Roland kam nie bei meinem Freund an. Er ist gegen eine Stromleitung geflogen, seine Beerdigung ist morgen.

Zwei Wochen später fragte mich eine Kommilitonin, ob ich wisse, wo der Prüfungsplan für das kommende Semester zu finden sei. Eine Herkulesaufgabe! Nach Rolands Dahinscheiden blieb mir nur noch mein Kutscher Baltasar übrig, den ich also den beschwerlichen Weg an die Uni reiten liess. Da aber die Studienadministration just in dem Moment geschlossen war, musste Baltasar den Rückweg ohne den Prüfungsplan antreten.

Ich habe mich gefragt, ob es denn keine kostengünstigere, schnellere und vor allem weniger gefährliche Variante gibt, um an wichtige Informa-

tionen zu kommen. Zuerst habe ich mir überlegt, stärkere Pferde zu kaufen, die Baltasar vor die Kutsche spannen könnte. Leider würde diese Anschaffung mein studentisches Budget sprengen. Wie könnte ich Altruistin meinen Freunden helfen, ohne dabei Leib und Leben meiner Angestellten zu gefährden? Schliesslich liegt mir nichts mehr am Herzen, als für meine Liebsten nach Informationen zu suchen, weil sie dafür selber entweder keine Zeit haben oder mit der Aufgabe einfach masslos überfordert sind.

Glücklicherweise habe ich nun die Lösung für solche Probleme gefunden, und meine neue Brieftaube Fridolin muss sich in Zukunft nicht davor fürchten, wie Roland in einer Stromleitung zu enden. Es gibt nämlich ein, für das 21. Jahrhundert, sehr innovatives Instrument, um wissenshungrige Freunde mit Informationen zu beglücken: Einfach auf «Let Me Google That For You» ([www.lmgtfy.com](http://www.lmgtfy.com)) die Anfrage eintippen, «Enter» drücken und den Link an Freunde verschicken. Alternativ und fast noch innovativer: einfach [www.google.com](http://www.google.com) oder eine x-beliebige andere Suchmaschine verwenden. ■

*Bild lmgtfy.com*



NINA AMANN

Ressortleiterin  
Campus

let me **Google** that for you

Google Search

I'm Feeling Lucky

Type a question, click a button.

## Buch: Montecristo

### Martin Suters Thriller über ein korruptes Finanzsystem

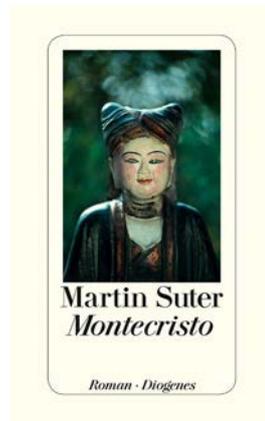
Ein toter Börsenhändler auf der Zugstrecke zwischen Zürich und Basel. Zwei Hundert-Frankenscheine mit der gleichen Seriennummer. Eine Verschwörung? Jonas Brand, ein Videojournalist, semi-erfolgreicher Drehbuchautor und Besitzer besagter Banknoten, befindet sich im Zug, als ein «Personenschaden» diesen zum Stehen bringt. Zusammen mit dem Wirtschaftsjournalisten Max Gantmann beginnt Jonas Brand einen sich anbahnenden Skandal aufzudecken, verursacht durch ein vermeintlich betrügerisches Netzwerk, bestehend aus Bankensektor und Politik. Als kurz darauf auch der Wirtschaftsjournalist Gantmann eher unfreiwillig aus dem Leben scheidet, findet sich Jonas Brand in einer bedrohlichen Situation wieder. Er soll ebenfalls zum Schweigen gebracht werden. Letztendlich kapituliert der Protagonist und lässt sich durch Schmiergelder die Realisierung seines Drehbuchs, einer langweiligen Montecristo-Variante, finanzieren.

Martin Suter lässt dieses Szenario hauptsächlich in Zürich stattfinden, wobei die Lokalitäten für Kenner dieser Stadt einen hohen Wiederer-

kennungswert haben. Mit gewohnt spielerischer Leichtigkeit schmückt Martin Suter seine Dialoge und lässt diese dadurch authentisch wirken.

Er verstärkt mit diesem Roman den in der Gesellschaft sowieso schon vorhandenen Eindruck, dass alle Mittel recht sind, um wackelnde Finanzgerüste nicht zum Einsturz zu bringen. ■

*Bild Diogenes Verlag*



Für Verschwörungsfans



Für Realisten



Für Zürcher



Für Schnulzen-Liebhaber



**FREDERIK VON GERLACH**

Redaktor

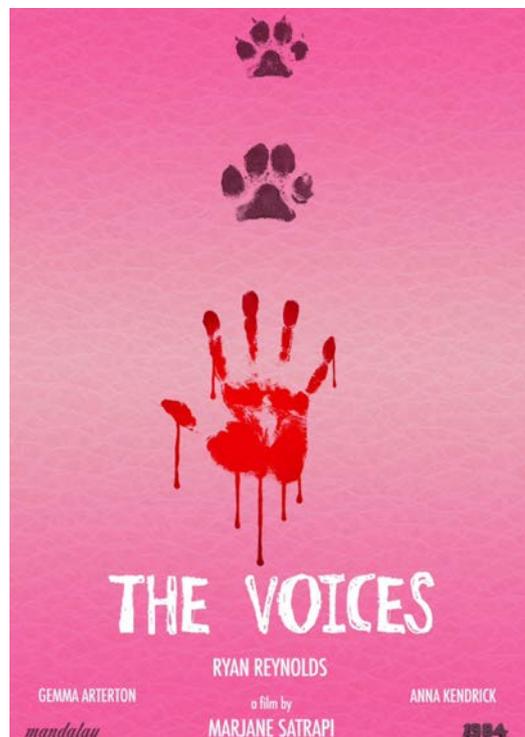
## Film: The Voices

### Stimmen zu hören kann tödlich sein.

Jerry hatte es nicht immer leicht im Leben. Die Beziehung zu seiner Mutter war nie die beste, jedoch geht es ihm deutlich besser, seit er die Therapiesitzungen bei Dr. Warren besucht. Die von ihr verschriebenen Pillen helfen ihm, durch den Tag zu kommen. Versehentlich tötet er nach der von ihm organisierten Firmenfeier die wunderschöne Fiona aus der Buchhaltung und schon nimmt das Desaster seinen Lauf. Zu Hause angekommen rät ihm sein Hund, er solle doch zur Polizei gehen, es könne ja jedem mal ein Missgeschick passieren. Seine Katze Mr. Whiskers sieht die Situation etwas anders: Er müsse so schnell wie möglich den Körper beseitigen. Mehr von der Handlung sei an dieser Stelle nicht verraten. Skurril ist wohl die beste Beschreibung dieses Genre-Cross-overs. Eine Mischung aus Thriller und Komödie, in der ein Hund, eine Katze und gegen Ende sogar noch abgetrennte Köpfe sprechen, liegt gewiss nicht jedem. Wer etwas Neues und Unkonventionelles sucht, wird sich an diesem Film erfreuen. Hauptdarsteller Ryan Reynolds liefert eine sehr gute Leistung. Er spielt

den verrückten und schizophrenen Jerry gekonnt und verleiht dem Film seine Andersartigkeit. «The Voices» muss man nicht unbedingt im Kino gesehen haben, jedoch sollten Filmfans sich diesen Nischenfilm nicht entgehen lassen und spätestens beim DVD-Release zuschlagen. ■

*Bild collider.com*



Für Hobbypsychologen



Für Tierliebhaber



Für Logiker



Für Horrorjunkies



**ALEXANDER WOLFENBERGER**

Redaktor

# Quotes

Die schönsten Quotes von Professoren, Politikern und Philosophen haben wir zusammengestellt und geben jedenfalls drei Vorschläge für ihre Urheber. Die Zitate sind nicht notwendigerweise in Original-Sprache verfasst. Von wem stammen sie?



Finde die Urheber der Zitate und bringe die zugehörigen Buchstaben in die richtige Reihenfolge. Hast du das Lösungswort? Schicke es bis 15. Mai an [redaktion@prisma-hsg.ch](mailto:redaktion@prisma-hsg.ch) und gewinne einen 20-Franken-Gutschein vom ad-hoc!



«Es geht jetzt darum, wie wir zusammenarbeiten, um wichtige Ziele zu erreichen. Und eines solcher Ziele ist eine Demokratie in Deutschland.»

George W. Bush (F) / Theodor Roosevelt (S) / Karl Marx (B)

«Ich muss immer ein bisschen müde sein, um etwas Gutes machen zu können.»

Hillary Clinton (A) / Willy Brandt (E) / Silvio Berlusconi (T)

«Na, haben Sie viele dicke Eier gefunden?»

Dirk Schäfer (N) /  
Ulrike Landfester (I) /  
Loriot (L)

«I am so clever that sometimes I don't understand a single word of what I am saying.»

Paul Krugman (G) / Steve Jobs (O) /  
Oscar Wilde (D)

«If you are not quiet now I will get angry. And then I will go home and beat my wife.»

Frank Underwood (House of Cards) (M) / Martin Kolmar (P) /  
Wladimir Klitschko (N)

«Without action, the best intentions in the world are nothing more than that: intentions.»

Kofi Annan (P) / Jordan Belfort (Wolf of Wall Street) (E) / Victoria Beckham (K)

«Kän iu tell mi de säwen sinking steps? Först, säwen sinking steps, iu kän tell mi?»

Thomas Bieger (C) / Angela Merkel (D) / Magdalena Martullo-Blocher (N)

«Ich weiss nicht immer, wovon ich rede. Aber ich weiss, dass ich Recht habe.»

Muhammad Ali (N) /  
Roger Schawinski (Z) / Winston Churchill (R)

«Forgive your enemies, but never forget their names.»

Niccolò Machiavelli (L) / Frank Underwood (House of Cards) (W) /  
John Kennedy (R)

«Unter den Menschen gibt es viel mehr Kopien als Originale.»

Pablo Picasso (R) / Albert Einstein (U)  
Andy Warhol (J)

«Um ein tadelloses Mitglied einer Schafherde sein zu können, muss man vor allem ein Schaf sein.»

Martin Kolmar (H) / Albert Einstein (E) /  
Johannes Rüegg-Stürm (B)

«Der Bundesrat kann kein Gesetz machen.»

Thomas Geiser (E) / Christoph Blocher (A) / Jean Ziegler (O)

## Zuckerbrot

Ende Januar, nach den letzten Assessmentprüfungen, ist die Stimmung unter den Erstsemestri- gen euphorisch. Gewiss soll es keinem vergönnt sein, sich nach überstandener Lernphase ein oder zwei Bierchen auf dem Campus zu gönnen – doch gewisse Leute scheinen, trotz extensiven Verständnisses der Differentiale, das verhältnis- mässig einfache Konzept des Mülleimers nicht zu begreifen. So landen leere Bierflaschen im Schnee statt im Abfallbehälter zwei Meter daneben. Wer jedoch, lernbedingt, einige Stunden später noch vor dem Hauptgebäude wandelte, bemerkte rasch, dass die Sauerei nur von kurzer Dauer war. Der Hausdienst der HSG, uniformiert in Blau, tat seine Pflicht in gewohnt diskreter Manier. Denn auch wenn die meisten von uns die Mannen in Blau wohl nur von Situationen kennen, in denen es technische Probleme gibt oder in denen Halbstarke daran erinnert werden müssen, dass es nicht gerade der feinen englischen Art ent- spricht, im Audimax zu mampfen, ist es an der Zeit dem Hausdienst etwas Respekt zu zollen. Es muss teilweise schon schwer zumutbar sein, das Chaos von schnöseligen Bonzenkindern, die sich trotz noch nicht bestandenem Assessment



## Die Heinzelmännchen der HSG

bereits als zukünftige CEOs von multinationalen Konglomeraten sehen, aufzuräumen. An dieser Stelle gilt es die Arbeit des Hausdienstes unserer Uni zu würdigen, denn ohne die arbeitsamen und doch so unscheinbaren Heinzelmännchen, würde unser als selbstverständlich erachtete Unialltag nicht so reibungslos ablaufen. ■



MORITZ HAEGI

Ressortleiter  
Aktuell

## Peitsche

Die HSG rühmt sich stets ihrer Internationalität – ob Singapur, Tokio, Buenos Aires oder Van- couver, man ist weltweit bestens vernetzt. Nun scheint sich jedoch eine revolutionäre Neue- rung abzuzeichnen. Eine vertrauliche und bes- tens über das Uni-Geschehen informierte Quelle spielte der prisma-Redaktion im letzten Monat eine geleakte Version des diesjährigen Flyers zum International Day zu. Was auf diesem zu sehen ist, wäre wohl den couragiertesten Querden- kern nie in den Sinn gekommen. Anscheinend ist es dem Student Mobility Büro an der Tellstrasse gelungen, das Raum-Zeit-Kontinuum zu durch- brechen und den Studenten somit einen inter- temporalen Studienaustausch zu ermöglichen. Auf dem Flyer befinden sich neben den Lan- desflaggen bereits bekannter und beliebter Aus- tauschdestinationen wie etwa den Vereinigten Staaten oder Grossbritannien auch die Banner von vermeintlich nicht mehr existierenden Staa- ten wie etwa dem Deutschen Kaiserreich, dem faschistischen Italien oder Vichy-Frankreich. Wen es eher in die links-totalitären Gefilde zieht,



## Historischer International Day

der fühlt sich bestimmt hinter dem Eisernen Vor- hang wohl, wo etwa die Sowjetunion oder die Deutsche Demokratische Republik angeboten wird. Da die zuständige Stelle sich in geheimnis- volles Schweigen hüllt, kann nur darüber speku- liert werden, ob es sich bei der Zeitmaschine um den DeLorean aus «Back to the Future», Stewie Griffins Konstrukt aus «Family Guy» oder bloss einen peinlichen Fehler handelt. ■



MORITZ HAEGI

Ressortleiter  
Aktuell

## Gerücht

## Redaktoren schreiben ihre Artikel nicht mehr selbst

In der prisma-Redaktion herrscht Ausnahmezustand. Erst gerade hat man nach ausgiebiger Recherche beweisen können, dass Ghostwriting an der HSG weit mehr als nur ein Gerücht ist, nun ist noch ein viel weitreichenderer Skandal bis zum letzten Redaktor durchgesickert: Die Namen und selbst die Fotos, die neben jedem prisma-Artikel abgedruckt sind, entsprechen oftmals nicht den wahren Autoren der Artikel. Sie sind fake, ein trügerischer Versuch einer Eigenständigkeitserklärung, die den Leser über die wahre Herkunft des Artikels hinwegtäuschen sollen.

Hochrangige Mitglieder der prisma-Redaktion schreiben ihre Artikel nicht mehr selbst. Die Zeit neben dem Studium ist zu knapp, um noch unbezahlten extracurricularen Aktivitäten nachzugehen. Campus Credits, das soziale Renommee, das ein hochrangiges Redaktionsmitglied geniesst, und nicht zuletzt der exzellente Einfluss auf den Lebenslauf sind aber dennoch Pflicht. Deshalb hat sich im letzten Jahr unter der prisma-Elite die Praxis entwickelt, die Schreibearbeit an durch das Zeitungssterben der letzten Jahre arbeitslos gewordene Journalisten outzusourcen, also selbst Ghostwriter zu engagieren. Doch wer ist Teil

des Komplotts? Wer schreibt seine Artikel noch selbst? In der prisma-Redaktion ist ein Umsturz zu erwarten. Über einen möglichen Wechsel an der Spitze wird in Kürze informiert. ■



SILVAN  
AESCHLIMANN

Redaktor



# Leichter Lernen!

Repetitorien und Übungsbücher – die perfekte Prüfungsvorbereitung.



### Staatsrecht

Kayser  
2012  
2. Auflage, 312 Seiten  
Fr. 64.–  
978-3-280-07222-6

### Übungsbuch

Babst / Kayser  
2015  
168 Seiten  
Fr. 29.–  
978-3-280-07317-9



### Personenrecht und Einleitungsartikel

van der Meer / Perren  
2013, 3. Auflage, 208 Seiten  
Fr. 59.–  
978-3-280-07312-4

### Übungsbuch

Bieri / Morand / Müller  
2015  
2. Auflage, 118 Seiten  
Fr. 29.–  
978-3-280-07352-0



### Obligationenrecht Allgemeiner Teil

Aebi / Fischer  
2012, 3. Auflage, 202 Seiten  
Fr. 59.–  
978-3-280-07275-2

### Übungsbuch

Feit / Peyer / Stauber  
2013  
2. Auflage, 175 Seiten  
Fr. 29.–  
978-3-280-07304-9



### Strafprozessrecht

Studer / Eckert / Straub  
2011  
2. Auflage, 204 Seiten  
Fr. 59.–  
978-3-280-07242-4

### Übungsbuch

Mausbach / Pajarola / Laube  
2014  
144 Seiten  
Fr. 29.–  
978-3-280-07292-9

# prisma macht jetzt plus+

weitere Informationen zur neuen  
Journalismusausbildung bald auf [www.prisma-hsg.ch/plus](http://www.prisma-hsg.ch/plus)  
oder auf [www.facebook.com/prismahsg](http://www.facebook.com/prismahsg)